



Prof. Dr. Johanna Wanka |

Offene Dorfkirchen – die gibt es im Land Brandenburg seit sechs Jahren. Ich freue mich sehr, dass der Förderkreis Alte Kirchen diese Initiative ergriffen hat, die mehr und mehr Kirchen erfasst. 550 waren es im vergangenen Jahr, 600 werden es wohl in diesem Jahr sein. Mehr als 1700 Dorfkirchen haben wir insgesamt im Land Brandenburg – es gibt also noch Entwicklungspotenzial für die Bewegung »Offene Kirchen«. Offene Dorfkirchen – das bedeutet zweierlei: die Möglichkeit, ein bisschen Stille zu erfahren, sich zu besinnen oder zu beten, und die Möglichkeit, ein bemerkenswertes Denkmal zu besichtigen. Die Mehrheit dieser Kirchen erstrahlt bereits wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit und jeweiligen Eigenart – als Folge jahrelangen Engagements der Dorfgemeinschaften oder Fördervereine, mit staatlichen und mit privaten Mitteln. Andere lassen ihre wahre Gestalt nur erahnen und rufen förmlich dazu auf, ihnen beizustehen. Wenn Sie eine solche Kirche besichtigen, fragen Sie nach – sicher gibt es eine Initiative, die sich über Ihre ideelle oder finanzielle Unterstützung freuen würde. Seit Anfang der Neunziger Jahre sind 17 Millionen Euro Bundesmittel und fast 60 Millionen Euro Landesmittel in die Sanierung der brandenburgischen Kirchen geflossen. Das Kulturministerium finanziert diese Aufgabe auch weiterhin aus dem Staatskirchenvertrag und, gemeinsam mit dem Ministerium für Ländliche Entwicklung, Umwelt und Verbraucherschutz, aus der Konzertierte Denkmalhilfe des Landes. Doch reicht das nicht, und privates Engagement ist unverzichtbar. Zu meiner großen Freude gründen sich mehr und mehr kirchliche Fördervereine, Bürgervereinigungen setzen sich für ihre gefährdeten Dorfkirchen ein, wie z. B. in Glambeck, Roddahn, Dannenwalde und an vielen anderen Orten. Sie alle benötigen Mitstreiter mit Ideen und einem langen Atem.

Der Förderkreis Alte Kirchen als Bindeglied zwischen den einzelnen Initiativen macht auf Kirchen aufmerksam, die Hilfe benötigen, und hilft, Fördermittelgeber zu finden. Durch seine beharrliche jahrelange Arbeit, nicht zuletzt auch durch das von ihm vergebene Startkapital für Kirchenfördervereine, hat er viel für Dorfkirchen getan, die nicht mehr im Blickfeld der Öffentlichkeit stehen. Dafür danke ich ihm an dieser Stelle sehr herzlich.

Das Kulturministerium wird sich gemeinsam mit dem Förderkreis Alte Kirchen auch künftig für den Erhalt unserer Dorfkirchen einsetzen. Denn sie verbinden das Dorf mit seinen kulturellen und spirituellen Wurzeln und stellen das reiche kulturhistorische Erbe unseres Landes – auch mit Blick auf das diesjährige Motto »Baukultur« der Kampagne Kulturland Brandenburg.

Für Ihre Reisen mit diesem Heft wünsche ich Ihnen viele spannende Neuentdeckungen ebenso wie die Rückkehr zu bereits vertrauten und geschätzten Kirchen!

Johanna Wanka

Prof. Dr. Johanna Wanka
Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur
des Landes Brandenburg

Manfred F. Fischer Der »Schiefe Turm von Köln« Kirchen und Türme im Ortsbild



Chinesische Touristen vor dem
»Schiefen Turm von Köln«,
Foto: dpa-Fotoreport

Besonders beachtet hatte sie in Köln kein Einwohner und erst recht kein Tourist, die Pfarrkirche St. Johann Baptist im Süden der Altstadt. Einst war sie eine staufische Pfeilerbasilika gewesen. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie fast ausgelöscht. Der Wiederaufbau 1960–1963 unter Verwendung alter Baureste brachte ihr einen neuen Westturm aus Backstein in konservativen Formen. Es war also eine klassische Kölner Mischung aus alten Resten und Neuem. In der Fülle der vielen alten Kölner Kirchen fiel sie niemandem besonders auf.

Dann aber kam das Ereignis, das die Kirche in die Presse brachte: Nach unterirdischen Bauarbeiten für eine U-Bahn neigte sich der 44 m hohe Turm im September 2004 plötzlich um einen Meter zur Seite und stand deutlich sichtbar schief. In der drohenden Fallrichtung mussten 65 Menschen ihre Wohnungen räumen. Trotz aller Sicherheitsbedenken waren nicht nur Fotografen und Schaulustige, sondern sofort auch Souvenir-Händler und

Prof. Dr. Manfred F. Fischer ist Kunsthistoriker und Denkmalpfleger. Von 1973 bis 1998 Landeskonservator der Freien und Hansestadt Hamburg, seit 2000 Vorstandsvorsitzender des Vereins zur Förderung der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland e. V.

Tourismusspezialisten zur Stelle, das Ereignis gebührend zu vermarkten.

Woher kommt diese Aufmerksamkeit, was speist das Interesse? Es ist wohl vor allem die plötzliche Veränderung des Vertrauten. Das bisher sicher Gewohnte zeigt sich als verletzlich, hinzu kommt das Staunen, auch die schiere Sensation. Es handelt sich ja um ein Bauwerk, das trotz seiner Schlichtheit zu den Merkzeichen im Stadtbild, zumindest im Stadtteil gehört. Kirchtürme sind eben doch etwas Besonderes. Sie setzen immer noch Maßstäbe, sie sind aber mehr und mehr gefährdet und einer Konkurrenz der Wirkungsmöglichkeit ausgesetzt.

Man konnte dies jüngst verfolgen bei dem heftigen Streit, der um die Aufrechterhaltung des Ranges des Kölner Domes in der Liste des Weltkulturerbes ausgefochten wurde, da er in seiner stadtbildprägenden Einmaligkeit allzu sorglos einer höchst zweifelhaften Ballung von Hochhäusern am anderen Rheinufer ausgesetzt wurde. In München haben gar nach einem fahrlässigen Umgang mit der kritischen Öffentlichkeit durch Ortspolitiker die Bürger selbst entschieden und der Expansion von Hochhäusern einen Riegel vorgeschoben, da stadträumlich bedeutsame historische Blickschneisen verstellt worden waren. Bezeichnend ist bei diesem Streit, dass die Höhererstreckung der zentralen Türme der berühmten Frauenkirche zum Maßstab des mehr oder weniger noch Erträglichen gemacht wurde.

Man kann es gut bei der Höhenentwicklung in Frankfurt am Main nachvollziehen, wo in den letzten Jahrzehnten höhere Merkzeichen die Silhouette der Stadt prägen, zwischen denen die Kirchtürme als fast bedeutungslos eingesunken sind. Als Konsequenz wird dann gar eine Kirche in der Innenstadt aufgegeben, um einem rentierlichen Hochhaus Platz zu machen, in dessen Komplex ein anony-

mer kleiner Gemeinderaum offenbar vollauf genügt.

Auch im Kleinen gilt ähnliches. Man kann ja ruhig fragen, ob die Einwohner im thüringischen Wintersportort Oberhof glücklich sind, da nach dem Abbruch des riesig hohen Rennsteighotels aus der DDR-Zeit nunmehr der Turm der Kirche wieder die Höhenlinien des gebauten Ortes dominiert.

Das Kölner Unfallereignis brachte natürlich den Turm von St. Johann Baptist zusätzlich noch auf die Ebene bekannter Besonderheiten. Wo hat man schon einmal einen richtig sichtbaren schiefen Turm außer in Pisa? Kurios hat man immer z. B. den extrem schief stehenden dicken Kirchturm der Backsteinkirche von Suurhusen bei Emden in Niedersachsen angesehen. Er ist nur den Einheimischen und Feriengästen bekannt, wird daher als Überraschung oft fotografiert.

Schiefe Kirchturmspitzen durch das Verziehen des Holzes gehören ebenfalls zu solchen Attraktivitäten, wie z. B. in Hattingen/Ruhr, in Mayen, in Düsseldorf. Die Städte mit solchen Seltenheiten haben sich gar zu einem »Club der schiefen Türme« zusammengeschlossen.

Gibt es also doch nach wie vor die Faszination, die in den Innenstädten, noch mehr in kleineren Orten oder gar Dörfern von den Kirchtürmen ausgeht? Erst wenn diese fehlen, wird man sich dessen bewusst. Daher wird heute oft der Trick angewandt, dass man einen gefährdeten Kirchturm auf einem Photo aus der Stadtsilhouette wegretouschiert, um das Bewusstsein aufzurütteln und Spendenbereitschaft zu erzeugen. Wir brauchen manchmal solche Symbole, um wach zu bleiben. Und daher ist ein spektakuläres Ereignis wie in Köln von 2004 manchmal ganz gut und heilsam, da es uns vergessen geglaubte Grunderfahrungen wieder ins Bewusstsein hebt.

Matthias Friske

Bienenkorb und Zuckerhut

Zur Geschichte der mittelalterlichen Kirchenglocken

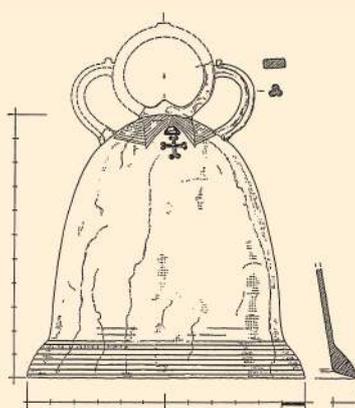
Dr. Matthias Friske studierte mittelalterliche Geschichte und Theologie und arbeitet als Pfarrer in Dedelow/Schönwerder (Uckermark)

Glocken beeindrucken auf vielfältige Art und Weise: Sie sind nicht nur geschichtliche Dokumente, sondern auch Zeugnisse der mittelalterlichen Kommunikation, die strukturierend den Tages- und Jahreslauf bestimmten, und sie sprechen unsere Sinne nicht zuletzt auch als einfache Musikinstrumente an. Sie interessieren deshalb gleichermaßen Historiker, Kunsthistoriker, Musiker, Theologen und viele andere Menschen. Alte Kirchenglocken sind einzigartige Kultur- und Geschichtsdenkmäler, deren Wert noch dadurch steigt, dass sie im Laufe der Geschichte zahlreichen Gefährdungen ausgesetzt waren. Der Materialwert der Bronze weckte Begehrlichkeiten. Hinzu kommt noch ihre eindeutige Funktion als akustische Botschafter des christlichen Glaubens. Diese Funktion hat die Glocke des Abendlandes ja überhaupt erst zu dem werden lassen, was sie heute ist und zu ihrer flächendeckenden Ausbreitung während des Mittelalters geführt. Der christliche Symbolwert brachte es aber auch mit sich, dass zu Zeiten revolutionärer Umstürze zahlreiche Glocken vernichtet wurden, so in Frankreich nach 1789, in Russland nach 1917 und letztlich auch im Dritten Reich.

Von der ältesten, aus dem keltischen Bereich stammenden Generation abendländischer Glocken, aus Eisenblech geschmiedet und mit Kupfer überzogen, gibt es kaum noch Spuren. Auch von den ältesten gegossenen – eiförmigen, sehr dünnwandigen – Glocken mit charakteristischen Bügelformen existieren nur wenige Exemplare. Die bekannteste und zugleich Namensgeberin dieser Gruppe ist die Glocke aus Canino bei Viterbo (D. 39 cm), heute in den Vatikanischen Museen. In Deutschland gibt es ein schönes Stück aus Oldenburg/Holstein (D. 23,4 cm) in Schleswig (Archäologisches Museum). Von einem schon weiterentwickelten und weniger abgerundeten Ty-

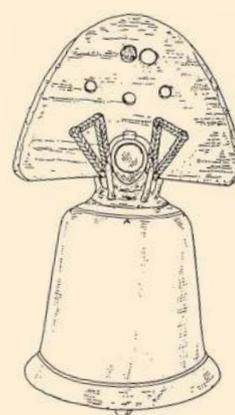
pus aus ottonischer Zeit wurde in Haithabu ein komplettes Exemplar entdeckt (Schleswig, Wikingermuseum, D. 42 cm). Die Tatsache, dass keine dieser Glocken mehr im regulären Dienst steht, ist nicht zuletzt der

im Zusammenhang stehen, sondern kann auch auf regionale Glockengusstraditionen verweisen. Die Fülle alter Glocken im ostfälischen Bereich wird u. a. damit erklärt, dass der Harz als Bergbauregion ein Zentrum der



Canino,

Abbildungen: Archiv M. Friske



Haithabu

Dünnwandigkeit und damit auch mangelnden Haltbarkeit dieser Art von Glocken geschuldet.

In Brandenburg finden wir keine Vertreter der ältesten noch in Dienst stehenden Glockengeneration. Dieser Typ besitzt bis zu dreimal stärkere Wandungen, die Silhouette gleicht den älteren Caninoglocken. Bezeichnet werden diese Glocken gerne als »Theopilusglocken« nach dem Mönch des Klosters Helmshausen an der Weser, der ihre Herstellung beschrieben hat, oder auch als »Bienenkorbglocken« nach ihrer bienenkorbartigen Gestalt. Sie begegnen gehäuft im ostfälisch-thüringischen Raum. Eine grobe Zählung ergibt ein gutes Dutzend bienenkorbartige Glocken für Sachsen-Anhalt, fünf für Niedersachsen, fünf für Bayern, zwei bis drei für Jütland, zwei für Thüringen sowie je ein Exemplar für Hessen, Baden, die Schweiz und Kärnten. Dies muss durchaus nicht mit dem Zufall der Überlieferung

mittelalterlichen Metallverarbeitung war. Die Nähe zum Harz spielte hier offensichtlich tatsächlich eine entscheidende Rolle, denn die große Zahl alter Glocken unterscheidet diese Region auffallend von anderen Gebieten. Dass es sich hier eben nicht nur um einen Überlieferungszufall handelt, belegt auch der bis nach Italien streuende Nachweis von Exemplaren des vorher üblichen Glockentyps. Die beste Erklärung dieses Phänomens ist wohl die Annahme, dass vom Harzraum ausgehend die ersten haltbaren Glocken entstanden. So konnten sie dann ununterbrochen bis in die Neuzeit ihren Dienst tun. Andere Regionen erneuerten dagegen wahrscheinlich ihren Glockenbestand noch längere Zeit hindurch in der weniger haltbaren Form des älteren Typs.

Bereits zur Bienenkorbzeit erfolgte ein Wechsel im Herstellungsprozess vom, bei Theopilus beschriebenen Wachsauerschmelz- zum Mantelabhebe-

verfahren. Auch die Inschriften veränderten sich aufgrund der neuen Technologie. Waren sie bislang eingetieft auf der Glocke zu erkennen, begegnen uns fortan beinahe ausschließlich erhabene Inschriften. Ein wichtiges Kriterium eines fortgeschrittenen Entwicklungsstadiums sind ungleichmäßig starke Glockenwandungen. Naturgemäß lassen sich hierzu aber nur bei eingehender Untersuchung der jeweiligen Glocken Aussagen machen. Die Datierung der älteren Glocken ohne Jahreszahlen bereitet so noch immer erhebliche Probleme. Zwar kann anhand der Form und des Kluges eine grobe Einteilung vorgenommen werden, aber viele Glocken lassen sich kaum anschlagen und bei anderen ist die Form so ausgefallen, dass der bloße Augenschein kaum weiterhilft.

Strenggenommen gibt es nur zwei exakt datierbare Bienenkorbglocken:



Drohndorf (Sachsen-Anhalt) |

Die Lullus-Glocke in Hersfeld wurde 1038 gegossen. Die Glocke von Igensbach in Bayern, ebenfalls durch eine Inschrift datiert, stammt aus dem Jahre 1144. Ein Beispiel mag die Probleme bei der Einordnung verdeutlichen. Die Glocke in Drohndorf bei Bernburg (D. 51,7 cm, 100 kg) trägt die eingetieftete Inschrift »AMIICDPvF-sASTMIICCO IHVsmGTD«. Diese eigentlich undeutbare Buchstabenfolge wurde für die ersten Zeichen als »Anno Domini 1098« (A MIIC) aufgelöst (Schubart). Für die Jahreszahl wäre dies nicht gänzlich auszuschließen – wenn auch unwahrscheinlich –; die Aufschlüsselung der anderen Buchstaben ist dagegen praktisch unmöglich. Die heute noch stehende Kirche jedenfalls wurde erst gegen Ende des 12.

Jahrhunderts erbaut. Diese Bienenkorbglocken besitzen zumeist keinen klaren Schlagton. Ihr Klangbild wird bestimmt von sehr tiefen Untertönen.

Das hohe Alter der Bienenkorbglocken erweist sich auch durch einen anderen Vergleich: Blickt man noch weiter östlich, auf den Barnim, wo vor den beiden Weltkriegen 103 mittelalterliche Glocken in 62 Orten vorhanden waren, so gibt es dort keinen einzigen Bienenkorb und es begegnet auch nur eine im klassischen Sinn als Zuckerhut anzusprechende Glocke. Im über der Oder gelegenen Kreis Königsberg in der Neumark ist der Be-



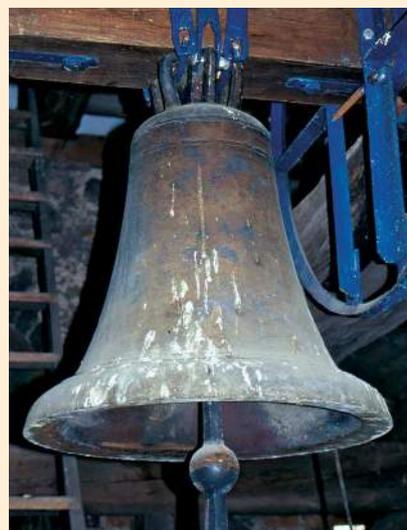
Abb. 392. Glocke in Troffin. 14. bis 16. Jahrh.

Trossin (Kreis Königsberg/Neumark) |

fund ähnlich. Von ca. 41 mittelalterlichen Glocken hatten hier vor dem Krieg jedoch zwei eine Form, die man als eine Mischung aus Bienenkorb und Zuckerhut ansprechen kann, eine Art längliche Bienenkorbglocke. Sie waren jeweils nur etwa 25 cm hoch und besaßen einen unteren Durchmesser von 20 cm; es handelte sich also um sehr kleine Glocken. Beide ähnelten sich sehr, haben aber kaum andere Vergleichsbeispiele. So besaßen sie nur einen kaum ausgeprägten unteren Schlagring. Ihre singuläre, doch recht unbeholfene Form ist schwer zu interpretieren. Diesen Glocken kann vielleicht auch eine verlorene aus Stützkow bei Schwedt hinzugerechnet werden, die 1907 beschrieben wurde als von »merkwürdig länglicher Form«.

Es müssen zwei Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Entweder stammten diese Glocken aus der frühen Periode der Christianisierung, also der vordeutschen Zeit – dies wäre in absoluten Zahlen frühestens das zwei-

te Viertel des 12. Jahrhunderts. Damit wären sie der erste greifbare Beleg für das Vorhandensein slawischer Kirchen im neumärkischen Raum. Eine nicht vollständig von der Hand zu weisende Überlegung, zumal die Terra Königsberg offensichtlich längere Zeit unter pommerischer Herrschaft stand. Oder bei den beiden Glocken handelte es sich um noch erhaltene Exemplare der Glocken, die mit relativ geringem Aufwand sofort nach Gründung der neuen Orte gegossen wurden. Hierfür spräche sowohl die geringe Größe als auch die Seltenheit dieser Glocken, denn im Normalfall wurden diese Glocken sicher einfach zu größeren und moderneren Glocken umgegossen. Sollte diese zweite Entstehungshypothese zutreffen, wären die beiden Glocken in der Zeit der Aufsiedelung der Terra Königsberg, also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, gegossen worden



Weesow (Landkreis Barnim) |

und würden einen Typ repräsentieren.

In den Jahrzehnten um 1200 bildete sich ein neuer Glockentyp heraus. Die Glocken nahmen nun eine steile, »zuckerhutförmige« Gestalt an und besaßen einen hohen, meist hellen, in manchen Fällen aber auch regelrecht schrillen Klang. Optisch sehr ansprechend, akustisch später aber oft als unzulänglich empfunden, wurden solche Glocken während des ganzen 13. Jahrhunderts gegossen. Einige Zuckerhüte lassen sich nun auch in Brandenburg nachweisen. Einer der am weitesten östlich begegnenden Zuckerhüte ist die große Glocke von Weesow (D. 80 cm) auf dem Barnim.

Hier ist allerdings zu konstatieren, dass gerade in der älteren Literatur das Etikett »Zuckerhut« sehr großzü-



Holzendorf
(Landkreis Uckermark)

gig vergeben wurde und viele der so beschriebenen Glocken eigentlich zur nächsten Generation zu zählen sind. So findet sich z.B. in der Uckermark eigentlich keine einzige klassische Zuckerhutglocke und dennoch ist in den entsprechenden Inventaren immer wieder »zuckerhutförmig« zu lesen wie im Falle von Holzendorf.

Endpunkt der nun offensichtlich immer schneller verlaufenden Entwicklung bei der Perfektionierung des Glockenklanges ist die »gotische Dreiklang-Rippe« mit der klassischen Glockenform, die praktisch bis in die Gegenwart Bestand hat. Diese Glocken besitzen einen Mantelquerschnitt, der drei harmonisch aufeinander abgestimmte Töne erzeugt und bei dem der Grundton am Schlag angegeben wird, während die Beitone der Oktav am Hals, die der großen oder kleinen Terz oder auch Quart an der Flanke hervorgerufen werden. Erreicht wurde dieser Effekt dadurch, dass die Höhe der Zuckerhutglocken verringert wurde, das Verhältnis unterer Durchmesser zum Hals (2:1) aber beibehalten, die Flanke verdünnt und etwa von der Mitte an elegant nach außen schwingend der Schlag verdickt wurde. Zeitliche Differenzierungen lassen sich von nun an vor allem anhand des Schmuckes oder der Schrifttypen auf den Glocken vornehmen, soweit keine Jahreszahlen auf der Glocke selber vorhanden sind; und dies wird erst im fortschreitenden 14. Jahrhundert zur Regel.

Von den Glocken des 13. und 14. Jahrhunderts existieren auch in Brandenburg noch zahlreiche Exemplare. Allerdings sind sie fast alle undatiert und – abgesehen von einem typischen Doppellinienband am Hals der jeweiligen Glocke – meist vollkommen schmucklos. In der älteren Literatur ist eine Tendenz zu beobachten, diese Glocken zu »verjüngen«. Die Indizien

sprechen jedoch dafür, dass sie zumeist kurz nach Bauabschluss der Feldsteinkirchen in die Glockenstühle gelangten, was bedeutet, dass man sie in die Jahrzehnte vor oder auch noch kurz nach 1300 setzen kann. Als Beispiel mag eine Glocke aus Lindenberg gelten (D. 102 cm), die diesen Doppellinien-Glocken zugeordnet werden kann. Älteste sicher datierte Glocke in Brandenburg ist die von Rottstock-Brück aus dem Jahre 1248, gefolgt von der in Tornow/Uckermark von 1276. Aber selbst zahlreiche spätgotische Glocken

genschaften immer weiter zu verbessern bis hin zur spätestens seit dem 15. Jahrhundert möglichen Praxis, Glocken in aufeinander abgestimmten Tonfolgen zu gießen. Als Höhepunkt der mittelalterlichen Glockengusskunst können die zahlreichen Großglocken des 15. Jahrhunderts gelten, von denen die »Gloriosa« in Erfurt aus dem Jahre 1497 die wohl berühmteste ist. Sie ist die Krönung eines ganzen Geläutes auf dem Erfurter Domberg und wurde von dem berühmten Glockengießer Gerhard van Wou aus Kampen

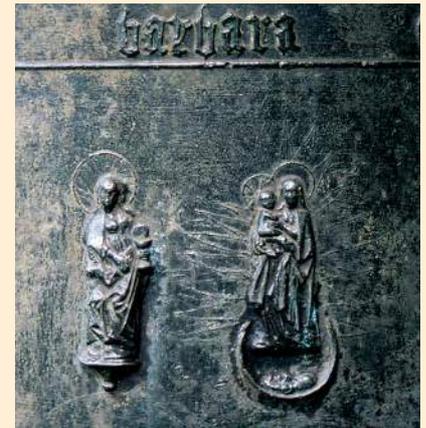


Glocke in Ihlow
(Landkreis Barnim), Detail

zeigen keine Jahreszahl. Eine andere Gruppe älterer Glocken hat als Schmuck einen feststehenden Kanon von Medaillons. Dargestellt werden zumeist Szenen wie die Kreuzigung, Geißelung oder Verkündigung Mariä, in etlichen Fällen aber auch heraldische Adler.

Allerdings wurden die Model für den Glockenguss offensichtlich noch lange Zeit weiterverwendet, so dass nicht jede Glocke mit derartigen Medaillons ein entsprechend hohes Alter besitzen muss. Deutlich wird dies vor allem dann, wenn sie von Minuskeltexen begleitet werden, denn alle älteren Inschriften sind in Majuskelschrift abgefasst.

Wenngleich die Grundgestalt der Glocken seit dem 13. und 14. Jahrhundert praktisch nur noch leicht variierte, so gelang es doch, die klanglichen Ei-



»Barbara-Glocke« in Eberswalde
(Landkreis Barnim), Detail

gegossen. Andere solcher hervorragender Glocken bzw. ganze Geläute finden sich in Utrecht, Braunschweig, Straßburg, Lüneburg oder Köln. Berühmt war auch die große Glocke von Notre Dame in Paris, die 1472 gegossen und 1793 zerstört wurde.

Auch in Brandenburg wurden um 1500 einige Großglocken gegossen, von denen etliche später im Cöllner Domstift zusammengefasst wurden, so z.B. eine große Glocke aus Wilsnack von 1471, die 1921 ins Märkische Museum gelangte. Die berühmte »Barbara-Glocke« in Eberswalde (D. 151 cm) entstand laut Inschrift 1518. Ihr Schöpfer ist möglicherweise der Gießer Hinrik van Kampen, Schüler und vielleicht auch Verwandter des noch berühmteren Gerhard van Wou. Diese Glocke ist allerdings gesprungen und deshalb nur noch optisch zu bewundern.

Errata:

Durch einen redaktionellen Fehler sind in dem Beitrag von Dr. Hartmut Kühne »Pilgerzeichen« (Heft »Offene Kirchen 2005«) auf Seite 15 die Bildunterschriften vertauscht worden. Unter der linken Abbildung sollte stehen: Pilgerzeichen aus Aachen, unter der rechten Abbildung: Pilgerzeichen aus Königslutter. Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen.

Die Redaktion

Dirk Schumann

Dorfkirchen zwischen Klosterarchitektur und Wallfahrtslandschaft

Neue Ergebnisse zur Datierung von Kirchengebäuden in der Prignitz

Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg

»Eine alte, von niemandem gekannte Dorfkirche zu beschreiben, macht mir noch jetzt einen kleinen Spaß«
Theodor Fontane 1882 an W. Friedrich

Bis heute haben Theodor Fontanes Beschreibungen nichts von ihrer Faszination eingebüßt und es ist ein Genuss, mit ihnen durch eine Landschaft zu reisen und deren historische Hinterlassenschaften kennen zu lernen. Es sind neben den kunstvoll erzählten Geschichten jedoch auch die Erfahrungen des aufmerksamen Betrachters Fontane, die dem Eindruck des Besuchers zu jener anschaulichen Qualität verhelfen.

Unser Bild der Geschichte vermittelt sich nicht nur über das Wissen aus den verschiedenen schriftlichen und bildlichen Quellen, sondern vielmehr über das, was wir heute noch sehen können. Vielleicht bleibt gerade deshalb der Erhalt einer historischen Landschaft die wesentlichste Grundla-

ge für unsere Verbindung in die Vergangenheit. Schließlich besteht vor allem hier die Möglichkeit, die Fragen zur Geschichte immer wieder neu zu formulieren, denn nicht selten verliefen historische Handlungen und Abläufe anders als angenommen.

Das zeigt sich beispielsweise an vielen Bauwerken, die im Zuge denkmalpflegerischer Instandsetzungen oder bei deren Vorbereitung archäologisch und bauhistorisch untersucht werden konnten. Dabei ergaben sich auch an Dorfkirchen nicht selten überraschende Einsichten.

In Georg Dehios zweitem Band des Handbuches der Deutschen Kunstdenkmäler aus dem Jahr 1906 liest man zur Dorfkirche von Alt Krüssow: »Spätgotischer Ziegelbau [...] Sternengewölbe und Ostgiebel unter dem Eindruck der Kapelle in Heiligengrabe.«

Wenn auch der Text in der 2000 erschienenen Überarbeitung dieses Handbuches nicht mehr die bemerkenswerte Knappheit von vier Zeilen



*Dorfkirche Alt Krüssow von Nordosten;
Fotos: D. Schumann*

besitzt, sondern eine ganze Seite benötigt, hat sich an der Herleitung der auffälligen Bauformen in Alt Krüssow von der Kapelle des Klosters Heiligengrabe nichts geändert. Schließlich gab es bisher auch keinen Grund dazu. Eine von Johannes Simon 1929 auf die Kapelle bezogene, im Zinsbuch von 1512 überlieferte Kirchenweihe ließ es plausibel erscheinen, dass sie zu diesem Zeitpunkt vollendet war.

Dagegen zogen sich die Bauarbeiten an der Wallfahrtskirche in Alt Krüssow, einer ehemaligen Inschrift am Gewölbe zufolge, bis in das Jahr 1520 hin.

Archäologische und bauhistorische Untersuchungen führen jedoch immer wieder zu Korrekturen festgeschriebener Baugeschichten. Dabei ist es vor allem der Dendrochronologie zu danken, dass in den umfangreichen Untersuchungen der letzten 25 Jahre zahlreiche Baudaten bis auf das Jahr genau

Anzeige



Brandenburgische Exkursionen

Entdecken Sie mit uns
Brandenburg und angrenzende Regionen

Kulturhistorische Exkursionen zu Klöstern, Kirchen, Schlössern, Burgen, Parks, Museen usw., zum Beispiel:

- 1.5.2006: Wie Phönix aus der Asche: Wiederaufgebaute Kirchen im Oderland
- 20.5.2006: Spargel aus der Prignitz: Rossow, Horst, Neuhausen (Bild)
- 1.7.2006: Wege in die Himmelsstadt: Ziesar, Buckau
- 16.9.2006: Wi(e)der das Vergessen!(!): Wöbbelin, Neustadt-Glewe



Fordern Sie unseren Prospekt (auch für Gruppenfahrten) an:
Dr. H.-J. Pohl, Holteistraße 11, 10245 Berlin, tel/fax (030) 29 66 91 89
www.brandenburgische-exkursionen.de



Heiliggrabkapelle, Westgiebel

bestimmt werden konnten, die sich nicht selten von den aus Quellen bekannten Jahreszahlen unterschieden.

Bei der Dendrochronologie handelt es sich um eine naturwissenschaftliche Methode, die auf der unterschiedlichen Ausprägung der einzelnen Jahresringe eines Holzes basiert, denn abhängig von der Witterung werden diese breiter oder schmaler. Die unverwechselbare Abfolge dieser unterschiedlichen Ringe kann das genaue Fälldatum eines Baumes liefern, sofern der zuletzt gewachsene äußere Jahresring, die so genannte Waldkante, noch erhalten ist. In Heiligengrabe und Alt Krüssow führten die dendrochronologischen Untersuchungen, die als Bestätigung des bisherigen Bildes der Baugeschichte gedacht waren, zu einer Überraschung. Denn sie ergaben das genaue Gegenteil der bisher vermuteten bau-

historischen Abhängigkeiten. Voraussetzung für die Untersuchung war, dass sich in den beiden Kirchen noch die originalen mittelalterlichen Dachwerke erhalten hatten, was nicht selbstverständlich ist. Zahlreiche Brän-

de und Zerstörungen, die nicht zuletzt im Gefolge verschiedener Kriege die Dörfer und Städte der Mark Brandenburg verwüsteten, wirkten sich zuerst auf die Dächer aus. Das führte dazu, dass nur wenige ursprüngliche hölzerne Dachkonstruktionen erhalten blieben. Unter günstigen Umständen hat man beim Neubau des Daches die mittelalterlichen Dachhölzer wieder verwendet. Doch häufiger finden wir hier stattdessen Balken des 18. oder 19. Jahrhunderts. So stellen die mittelalterlichen Dachwerke einen großen Wert dar. Nicht selten sind sie recht aufwändig und kunstvoll gezimmert worden. Damit eine Holzkonstruktion auf dem Dach richtig zusammengesetzt werden konnte, erhielt jedes Gebinde bei der Vorfertigung am Boden ein spezielles Abbundzeichen, das heißt eine Kennzeichnung, die das richtige Aneinanderfügen der einzelnen Hölzer ermöglichte.

In der Regel kann man davon ausgehen, dass das Holz relativ frisch verarbeitet wurde. Die bei der späteren Austrocknung auftretende Verwerfung und Verformung der Hölzer war durchaus erwünscht. Hierbei verschränkten sich die Einzelteile und die Konstruktion erhielt eine zusätzliche Stabilität. Deshalb sind die Fälldaten der im Dach verwendeten Balken für die Baugeschichte so wichtig, da sie auf diese Weise den Zeitpunkt der Vollendung des Rohbaus angeben. Danach führte man nur noch die Gewölbe, den Giebel und den Turm aus. Die spätere Ausführung des Giebels war durchaus sinnvoll, da große Giebelflächen bei der Aufmauerung mit den relativ langsam trocknenden mittelalterlichen Mörteln keinen Halt bei starkem Wind besessen hätten.

Diese Tatsache ist natürlich im Falle der beiden sich gleichenden Giebel



Alt Krüssow, Detail des Dachstuhls mit Abbundzeichen

in Heiligengrabe und Alt Krüssow besonders wichtig. Hier weisen neben den Spuren am Giebelmauerwerk auch geschmiedete Eisenanker nach, dass das hölzerne Dachwerk bereits vor dem Giebel fertig war. Die Anker wurden an die Balken des ersten Gebäudes angeschlagen und bei der Errichtung des Giebels eingemauert. In Heiligengrabe ergaben die von Tilo Schöfbeck, Karl-Uwe Heußner und dem Autor durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen an mehreren Hölzern, dass sie im Winter 1519/20 geschlagen wurden und mit der Errichtung des Daches im Sommer darauf zu rechnen ist. Das bedeutet, dass der repräsentative Westgiebel erst danach vollendet worden sein kann. Es drängt sich schließlich die Frage auf, ob die überlieferte Kirchenweihe von 1512 überhaupt auf die heutige Heiliggrabkapelle zu beziehen ist. Da die beiden ergrabenen Vorgängerbauten ausschließen, dass ihre Weihe hierbei gemeint sein könnte, bliebe neben der Überprüfung der schriftlichen Quelle jedoch auch noch die Möglichkeit einer längeren Bauzeit der Kapelle. Anhaltspunkte dafür gäbe es durchaus, denn ihre Errichtung hängt mit den sich über Jahrzehnte hinziehenden Bemühungen der Äbtissin Anna von Rohr zusammen, Heiligengrabe zu einem einträglichen Wallfahrtsort zu machen.

Zwar berichten die auf ihre Initiative zurückgehenden Heiligengraber Legendentafeln von 1532 und ein bereits 1521 erschienener Druck der Legende, dass die Geschehnisse um den »jüdischen Hostienfrevler« und die daraus resultierende Wunderbluthostie zur Gründung des Klosters im Jahre 1289 führten. Es vermehren sich jedoch die Hinweise, dass die Legende erst im frühen 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Schaffung der Wallfahrt in Heiligengrabe entstanden ist.

Damit lag die Äbtissin Anna von Rohr durchaus im Trend ihrer Zeit, denn nicht nur in der Prignitz vermehrten sich zu dieser Zeit wundertätige Heiligenbilder und Reliquien, schossen neue Pilgerorte aus dem Boden. In ganz Europa nahm die Wallfahrtsbewegung in dieser Zeit zu. In der Prignitz kamen zu dem bereits äußerst erfolgreichen Wallfahrtszentrum in Wilsnack um etwa 1500 auch die Wunderbluthostie des Zisterzienserklosters Marienfließ und schließlich jene Wallfahrt zu einem wundertätigen Annenbild in der Dorfkirche von Alt Krüssow hinzu.



Wallfahrtskirche in Wilsnack, südlicher Querhausgiebel |

Dieser Ort, der ursprünglich keine eigene Kirche besaß, gehörte dem Kloster Heiligengrabe. Mit der Gründung einer Pfarrkirche als Filiale des unweit gelegenen Kemptitz erhält auch das Kloster Einkünfte aus der »Krüssower« Kirche. Es war jedoch anscheinend nicht im Besitz der Patronatsrechte, die damals umfangreiche Verfügungs- und Mitspracherechte bedeuteten, wie etwa bei der Besetzung der Pfarrstelle und der Verteilung der Einkünfte der Kirche. Da im Zuge der drohenden Reformation der Havelberger Bischof umfangreiche Teile des Kirchenvermögens aus Alt Krüssow an seinen Wohnsitz auf der Plattenburg überführte, könnte er wichtige Rechte an der Wallfahrtskirche besessen haben. Für diese Vermutung sprechen auch eine verloren gegangene Inschrift und ein verschollener Abendmahlskelch, denen zufolge der Bischof ein wichtiger Stifter für den Bau und die Ausstattung der Kirche in Alt Krüssow war.

Die ehemals im Gewölbe befindliche Inschrift besaß die Jahreszahl 1520 und ist sicherlich auf die Entstehung des aufwändigen Sterngewölbes zu beziehen. Dass dieses wie üblich erst nach der Errichtung des mittelalterlichen Dachstuhles ausgeführt wurde, belegen die dendrochronologischen Untersuchungen des Dachwerkes, denn die Hölzer in Alt Krüssow wurden im Winter 1516/17 geschlagen. Damit ist jedoch nicht nur das Dach vor dem der Heilig-Grab-Kapelle entstanden, es zwingt auch zur Annahme, dass Gewölbe und Giebel älter sind, denn das

Heiligengraber Sterngewölbe kann wegen des dortigen Dachstuhls erst nach 1520 errichtet worden sein. Auf diese Weise kehrt sich die bisher angenommene Vorbildfunktion der Heilig-Grab-Kapelle zugunsten Alt Krüssows um. Offensichtlich wurde der weit über eine Dorfkirche hinausgehende Bau in Alt Krüssow erst während eines längeren Bauverlaufes und mehrerer Planänderungen zu seiner aufwändigen Gestaltung und der beachtlichen Gewölbehöhe von 11 m getrieben. Die Gestaltung fand schließlich ihren Höhepunkt und Abschluss in dem neunachsigen, mit auffälligen Vierpassfriese versehenen Stufengiebel.

Anhaltspunkte für eine längere Dauer der Bauarbeiten an dieser Kirche lieferten wiederum die dendrochronologischen Untersuchungen. Die kleine, erst nach einer Planänderung an das Langhaus angefügte Nordkapelle besitzt ebenfalls noch größere Teile ihres mittelalterlichen Dachwerkes. Die Hölzer hierfür wurden zwischen 1511 und 1513 geschlagen und dürften bald darauf verarbeitet worden sein. Als die Kapelle entstand, war der erste Rohbau der Dorfkirche in Alt Krüssow bereits vollendet, doch er besaß noch nicht die heutige Höhe. Die Traufe der Kapelle, so nennt man die Ebene, in der das Dach beginnt, zeigt, wie hoch die gesamte Kirche ursprünglich werden sollte. Der niedrige Bau besaß bereits Fensteröffnungen, die trotz ihrer Zusetzung heute noch gut zu erkennen sind. Der gesamte Bau muss der Dendrochronologie zu-

folge noch vor 1510 begonnen worden sein. Das hierbei verwendete Baumaterial bestand hauptsächlich aus Feldstein. Nur die wichtigsten Gliederungselemente wurden zunächst mit Backstein ausgeführt. Doch mit der Erhöhung wandelte sich das Bild. Der obere Teil entstand ausschließlich als Ziegelbau und erhielt schließlich um 1518 seinen prächtigen Stufengiebel.

Dieser bezieht sich auf ein bereits existierendes Vorbild: auf den über fünfzig Jahre älteren südlichen Querhausgiebel der Wallfahrtskirche in Wilsnack. Zwar besitzt der dortige Giebel heute keine Stufung mehr, doch lässt sich die ursprüngliche Gestalt noch erahnen. Wie in Alt Krüssow ragten die Wilsnacker Pfeilervorlagen als kleine Fialen über die Giebelstufen hinaus. Unter den Zwillingenblenden sitzen die gleichen Formsteinfriese, deren rautenförmig angeordnete Vierpässe mit fast identischen Formsteinen ausgeführt wurden.

Der Wilsnacker Giebel entstand bald nach der Fertigstellung des dortigen Daches, das schließlich ebenfalls dendrochronologisch datiert werden konnte. Wie die Bauuntersuchungen von Alexander Krauß und Detlev von Olk ergaben, stammen die verwendeten Hölzer entgegen älteren Annahmen erst von 1454.



Dorfkirche Wulfersdorf, Westgiebel |

Das Zitat des dortigen Querhausgiebels im Alt Krüssower Ostgiebel lässt sich einerseits als Bezug auf den einträg-

lichen bischöflichen Wallfahrtsort Wilsnack verstehen. Andererseits ist die Giebelgestaltung mit einer Bedeutungssteigerung verbunden, die sich in der Prignitz in dieser Zeit offensichtlich vor allem an Bauten der Wallfahrt zeigte.

Dass man jedoch auch beim Bau gewöhnlicher Dorfkirchen auf Architekturformen von Wallfahrtszentren zurückgriff, lässt sich nicht allein mit Besitz- und Patronatsverhältnissen erklären. Wichtig dürfte hier die günstige Lage der Kirchen an wichtigen Verkehrswegen gewesen sein, auf denen zahlreiche Wallfahrer unterwegs waren, die finanzielle Zuwendungen machten. So fällt beispielsweise auf, dass gerade in den Dörfern an der Straße, die nach Wilsnack und Havelberg führte, aufwändigere Backsteinbauten entstanden.

Die Absicht der Bedeutungssteigerung dürfte wahrscheinlich der Grund gewesen sein, warum auch beim Neubau der Dorfkirche in Wulfersdorf, nordöstlich von Heiligengrabe, der Wilsnacker Querhausgiebel zitiert wurde. Doch neben der ähnlichen Gestaltung gibt es in den verwendeten Formsteinen zudem ganz konkrete Hin-

weise auf jene Bauleute, die zur selben Zeit das Langhaus der Wilsnacker Kirche vollendeten. Neben den charakteristischen Formsteinen der Vierpassfriese, wie wir sie auch aus Alt Krüssow und Heiligengrabe kennen, treten Reliefziegel mit Blattmotiven auf, die denen an den Wilsnacker Langhauspfeilern gleichen.

Das dortige Langhaus mit seinem aufwändigen Formsteindekor wurde, anders als bisher angenommen, größtenteils nach 1500 errichtet und erhielt jüngsten dendrochronologischen Untersuchungen zufolge 1520 sein Dachwerk.

Die Hölzer für das mittelalterliche Dachwerk der Wulfersdorfer Kirche wurden in den Wintern zwischen 1516



| Wulfersdorf, Formsteine im Giebelfriese

und 1519 geschlagen. Wahrscheinlich ist das dortige Dachwerk nicht allzu lange danach errichtet worden. Um 1520 war sicherlich auch der Ostgiebel von Wulfersdorf im Bau, gerade in jener Zeit, als auch der prächtige Innenausbau des Wilsnacker Langhauses erfolgte, dessen Wölbung laut einer Inschrift 1525 entstand.

Die Gestaltung des Wulfersdorfer Giebels wirkt dagegen im Detail unbeholfen und macht den Eindruck einer Ersatzlösung, da in den Friesen verschiedene Formsteine zurecht geschlagen wurden, die ursprünglich gar nicht als Dekor eines Frieses gedacht waren. Das deckt sich mit der äußerst sparsamen Verwendung jener Formsteine in den Fialen, die einen zweifachen Halbrundstab besitzen. Anscheinend stellte man für den Giebel der Dorfkirche in Wulfersdorf nicht extra Formsteine her, sondern verwendete überzählige Steine von den Baustellen in Wilsnack, Alt Krüssow oder Heiligengrabe. Der zusammengetragene Formsteindekor könnte ein Hinweis auf die bescheideneren Einkünfte der Wulfersdorfer Kirche sein, die sich von den finanziellen Möglichkeiten eines Wallfahrtsortes unterscheiden. Doch man wollte in dem Dorf, das dem Havelberger Bischof gehörte, nicht auf jene architektonische Signalwirkung verzichten, denn es lag an einem alten Weg, den zahlreiche Wallfahrer aus Pommern benutzen mussten, um nach Alt Krüssow und Wilsnack zu gelangen.

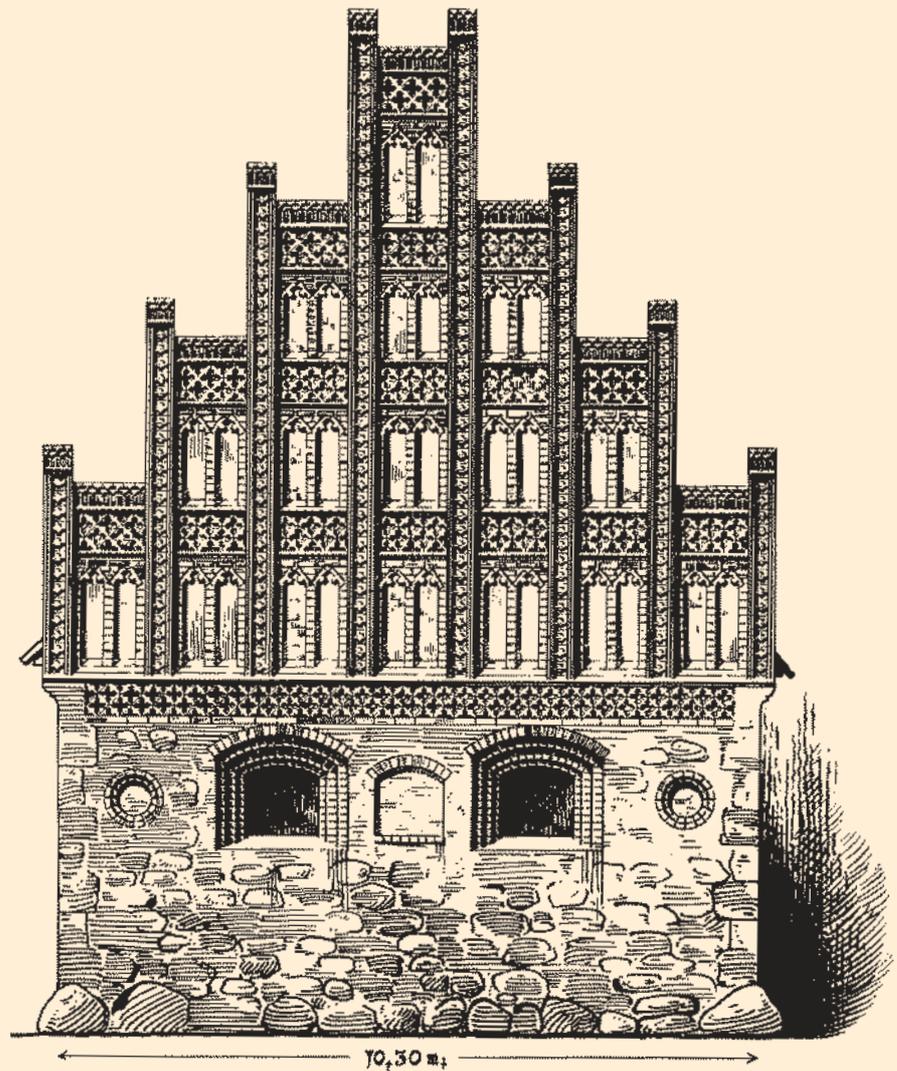
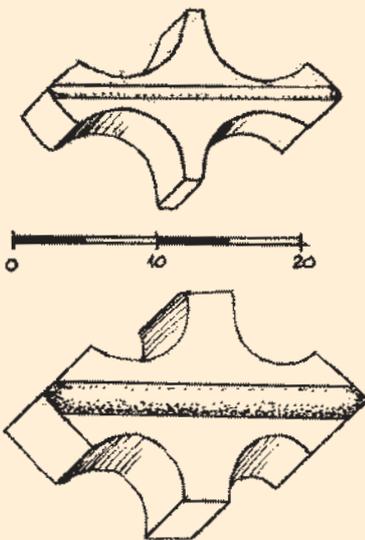


Fig. 33. Falkenhagen. Kirche, Ostgiebel.

Dorfkirche Falkenhagen, Ostgiebel |



Wilsnack: Großer Friesformstein der östlichen Bauteile aus der Mitte des 15. Jh. und kleinerer Friesformstein des Langhauses aus der Zeit um 1500; Zeichnung: D. Schumann

Auch die Dorfkirche von Falkenhagen lag an einem wichtigen mittelalterlichen Verkehrsweg. Deren Ostgiebel entstand kurz nach ihrem Dachwerk von 1523. Doch warum man den Ostgiebel der Kirche als ein weiteres Zitat des Wilsnacker Giebels ausführte und dabei ebenfalls die charakteristischen Formsteine für die Vierpassfriesen benutzte, lässt sich in diesem Fall überhaupt nicht mit den Besitz- und Patronatsverhältnissen erklären. Sicher ist nur, dass es sich für den hier tätigen Baubetrieb offensichtlich um eines der letzten großen Bauprojekte an einer Kirche handelte.

Es war anscheinend derselbe Baubetrieb, der im frühen 16. Jahrhundert die repräsentative Wallfahrtsarchitektur der Prignitz ausführte, die über Dekor und Giebelgestaltung erkennbare Zusammenhänge aufweist und nicht

selten auf die Initiative der Havelberger Bischöfe zurückzuführen ist.

Im Zuge der Reformation kam schließlich das Baugeschehen an den verschiedenen Wallfahrtsorten zum Erliegen. So blieb auch der großartig geplante Westbau der Wilsnacker Wallfahrtskirche unverwirklicht. Die wundertätigen Hostien, die Ausgangspunkt für eine der größten spätmittelalterlichen Wallfahrten waren, nahmen ein unrühmliches Ende. Sie wurden 1552 von einem protestantischen Prediger ins Feuer geworfen und verbrannt.

Die bedeutenden Kirchenbauten, die wir den spätmittelalterlichen Wallfahrten in der Prignitz verdanken, blieben jedoch erhalten und bilden heute den Höhepunkt einer eleganten und repräsentativen spätgotischen Architektur.

Irmtraud Thierse Buntes Mittelalter und Barock Die Dorfkirche in Zaue



Dorfkirche Zaue |

Irmtraud Thierse ist Kunsthistorikerin und lehrte am Kunstgeschichtlichen Seminar der Humboldt-Universität vor allem zur Baugeschichte der Renaissance und des Barock, aber auch zur Kunstgeschichte der Mark Brandenburg

Hoch über dem Westufer des Schwielochsees etwas südlich von Beeskow, zum Kirchenkreis Lübben gehörend, ragt der Turm der Dorfkirche von Zaue zwischen alten Bäumen empor. Die Kirche steht auf dem von den Einwohnern noch immer benutzten Friedhof am Rande des Dorfes, auf einem Steilhang über dem See. Das graue Feldsteinmauerwerk des Turmes macht auf den Herankommenden einen wehrhaften und altertümlichen Eindruck. Die schmalen, Schießscharten ähnlichen Fenster in halber Turmhöhe und die rundbogigen, scheinbar romanischen Zwillingsfenster unter dem Dach bestärken das Gefühl, einen besonders frühen Kirchenbau vor sich zu sehen. Doch der Augenschein täuscht.

Kirchenbauten der Kolonisationszeit im 13. Jahrhundert sind zumeist aus sorgfältig gehauenen und regelmäßig in Reihen vermauerten Feldsteinen errichtet. An der Kirche in Zaue jedoch sind fast unbearbeitete Feldsteine so zusammenggefügt, dass kaum noch eine Schichtung erkennbar ist. Auch haben Untersuchungen im Berliner Raum gezeigt, dass die

früheren Dorfkirchen oftmals einen viergliedrigen Bau – Apsis, Chor, Langhaus und Turm – aufweisen, während spätere Bauten weniger gegliedert wurden. Die Kirche in Zaue ist über dem Grundriss eines einfachen Saales errichtet. All dies könnte auf das 14. Jahrhundert als Entstehungszeit des Zauer Gotteshauses hinweisen. Und der Westturm auf quadratischem Grundriss – etwas schmaler als das Langhaus – wurde noch später, wahrscheinlich im 15. Jahrhundert, an die Kirche angebaut. Auch weisen die sauber gemauerten Backsteinleibungen der Turmfenster eher auf diese spätere Bauzeit. Der mächtige Feldsteinturm wirkt durch sein quer liegendes Satteldach wie ein wuchtiger Westriegel vor der Kirche. Sein Mauerwerk ist über dem Erdboden 1,60 m stark und vermittelt auch innen einen äußerst wehrhaften Charakter.

Die ältesten Hinweise auf eine Kirche in Zaue finden sich in der Stiftsmatrikel des Bistums Meißen von 1495, die auf eine ältere Urkunde von 1346 zurückgeht. Dort wird eine Pfarrkirche in Czaw (heute Zaue, nieder-

sorbisch *cowje*, was mit Eule übersetzt wird) erwähnt, die zur Erzpriesterstelle (Sedes) Beeskow und zum Archidiakonat Niederlausitz, das seinen Sitz in Lübben hatte, gehörte. Auch trägt eine Bronzeglocke in Zaue die dreifache Bitte »Marie hilf« in gotischen Majuskeln, deren Gestalt auf einen Guss um 1350 deuten – beides würde der oben genannten Datierung entsprechen.

Doch es ist anzunehmen, dass die heutige Kirche nicht das erste Gotteshaus in Zaue war. Eine Nische in der Südseite des gemauerten gotischen Altars, die wahrscheinlich für die Aufstellung der Messkännchen benutzt wurde, ist mit Teilen von genuteten Spaltbrettern aus Eiche verkleidet. Das Holz wurde dendrochronologisch untersucht, die Ergebnisse weisen auf einen Baumschlag um 1221 und 1225 hin. Nun haben Untersuchungen in Niederlausitzer Dorfkirchen, die wegen vorrückender Braunkohletagebaue abgerissen werden mussten, Spuren hölzerner Vorgängerbauten freigelegt. So ist es wahrscheinlich, dass jene Spaltbretter am Zauer Altar aus dem »Abrißmaterial« einer älteren Holzkirche stammen, wie es auch in Bockwitz (Oberspreewald-Lausitz), Friedersdorf (Elbe-Elster), Gruhno (Elbe-Elster), Luga (Elbe-Elster) und an anderen Orten nachgewiesen werden konnte.

Das spitzbogige Westportal der Kirche, heute in der Turmhalle, wird von einer mittelalterlichen Eichentür verschlossen. Ein weiterer Eingang führt auf der Südseite durch eine Vorhalle in die Kirche. Diese Südvorhalle aus Feldsteinen ist an den Ecken mit Backstein versehen und trägt einen hohen zweigeschossigen Blendenziergiebel aus Backstein. Die überkreuzten Rundbögen lassen verputzte spitzgiebelige



Innenraum nach Osten



Darstellung der Kreuzigung an der Südwand |

Arkadenflächen frei, die sicher bemalt waren, vielleicht sogar mit stehenden Heiligenfiguren wie in Leuthen südlich von Cottbus. Im östlichen Zwickel des Giebels sind Fragmente einer Rankenbemalung sichtbar. An den Giebel-schrägen schmücken gegenüber dem eher zarten Blendwerk kräftige Fialen die Südvorhalle, die wahrscheinlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden ist. Der äußere Ziergiebel gibt der Vorhalle, über deren mittelalterliche Nutzung nichts bekannt ist, eine besondere Prägung. An den Backsteinen finden sich auch Spuren von Ausschürfungen (sogenannte Pfännchen), die wahrscheinlich von Gottesdienstbesuchern ausgekratzt wurden, um damit heilende Arzneien herstellen zu können oder wenigstens etwas Heilsames vom heiligen Haus mit sich zu nehmen. Aber all diese Zeichen erklären noch nicht eindeutig, ob die Kirche in Zaue als Wallfahrtskirche des späten Mittelalters anzusprechen ist oder nicht. Sicher war sie mehr als nur die Pfarrkirche für die Nachbardörfer Ressen, Goyatz, Guhlen und Jessern. Ihre fast vollständige Ausmalung und die Madonnenfigur aus Lindenholz machten sie zu einem Anziehungspunkt der nicht nur in der Niederlau-

sitz weit verbreiteten spätmittelalterlichen Marienverehrung.

Der gerade Abschluss der Saalkirche im Osten hat drei Fenster, wovon nur das mittlere seine ursprüngliche Form besitzt. Die beiden anderen wurden bei der Neugestaltung der Kirche im Barock verbreitert. Eine Dreifenstergruppe an einem geraden Chorschluss findet sich sehr oft an Zisterzienserkirchen.

Aus den vorhandenen Urkunden geht jedoch nicht hervor, ob Zaue als ein Klosterdorf angesehen werden kann. Der nahe gelegene Ort Leibchel gehörte zum Zisterzienserklster Doberlug (Doberlug-Kirchhain), die am östlichen Seeufer gelegenen Dörfer zum Zisterzienserklster Neuzelle. In dessen Urkundenbuch taucht Zaue 1456 auf, aber nur, weil der Pfarrer als Zeuge erwähnt wird. Eine Mithilfe von klösterlichen Bauleuten ist möglich, aber nicht nachweisbar. Auch das Marienpatrozinium, das wegen der Glockeninschrift und der wertvollen Marienfigur zu vermuten wäre und von der Marienfrömmigkeit der Zisterzienser angeregt worden sein könnte, ist durch nichts belegt. Dennoch wurde die Bezeichnung »Marienkirche« im

Ort mündlich überliefert, denn alte Ansichtskarten tragen diese Bezeichnung.

Im Inneren der kleinen, aber von außen mächtig wirkenden Kirche überrascht den Besucher eine vollständige Barockausstattung, deren Form- und Farbenreichtum erst allmählich auch noch mittelalterliche Details erkennen lässt. Die umstehenden hölzernen Emporen auf Balusterpfosten, die bis Ende der zwanziger Jahre bis dicht an den Altar herangingen, und die alten Bänke mit Türchen zum Gang hin lassen nur wenig Raum für den großen, runden, auf kurzem Fuß frei stehenden Taufstein aus dem 15. Jahrhundert inmitten der Kirche. Eine segmentbogenartige, zur Ostwand abgewalmte Holztonne mit aufgemaltem Wolkenhimmel überspannt die barocke Einrichtung, deren Einbau 1736 den sicher bis dahin mittelalterlich ausgestalteten Kirchenraum vollständig veränderte. Denn im Mittelalter gab es kein Kirchengestühl. Frei konnte die Wandmalerei von 1420/30 auf die Gottesdienstbesucher wirken. Die einzelnen Bilder der Registermalerei (so bezeichnet, weil jede Bildszene durch rote Rahmung oder Ornamentstreifen von einander getrennt sind) sollten vom Betrachter verinnerlicht werden, ohne dabei die Gesamtaussage aus den



Petrusdarstellung hinter dem Altar



Taufengel |

Augen zu verlieren. Diese gemalten biblischen Szenen sollten Andacht erzeugen, an Gottes Taten erinnern und die der Schrift unkundigen Laien belehren. Bilder wurden seit Gregor dem Großen (um 600) als stumme Predigt verstanden. So verstellte der noch vorhandene mittelalterliche Altartisch damals nicht wie der heutige Kanzelaltar den Blick auf die Dreifenstergruppe mit den fast lebensgroß gemalten Figuren der Apostel Petrus und Paulus. Ob diese gotische Mensa einen Altarschrein besaß, in dem die Madonna stand, ist nicht bekannt.

Nach der Reformation wurden die Kirchenwände weiß übertüncht. Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckte man unter dem bröckelnden Putz die mittelalterliche Ausmalung wieder. Sie wurde 1937 bis 1939 freigelegt und teilweise restauriert. Die gerahmten Bilder umziehen friesartig in Fensterhöhe den ganzen Kirchenraum. Im Westen hinter der Orgel beginnt der Zyklus der qualitätvollen Wandmalerei mit Szenen aus der Schöpfungsgeschichte. Der Sündenfall von Adam und Eva und ihre Vertreibung aus dem Paradies schließen sich an. Weiter auf der Nordwand der Kirche werden die mühevollen Arbeit von Adam beim Graben und Eva beim Spinnen, die Opferung des Isaak und Moses vor dem brennenden Dornbusch gezeigt. In der Mitte der Nordwand führen jenen »Bilderfries« weiter, angefangen mit der Geburt des Jesuskindes und

der Anbetung der Könige. In der Nähe des Altars gehen die Darstellungen zur Passionsgeschichte über – man erkennt: Jesus vor Pilatus, Geißelung und Dornenkrönung Jesu sowie die Kreuztragung. An der Südwand ist die Kreuzigung Jesu mit den zwei Schächern und Maria mit Johannes dargestellt, dann weiter nach Westen die Kreuzabnahme und Jesu Höllenfahrt. Danach folgen die Himmelfahrt Christi und die Darstellung des Pfingstgeschehens. An der Ostwand befinden sich beiderseits des mittleren Originalfensters die schon erwähnten eindrucksvollen Gestalten der Apostel Paulus mit Buch und Schwert (links) und Petrus mit dem Schlüssel (rechts).

In der Mitte der Nordwand, unterhalb der eben geschilderten, sich in Fensterhöhe befindlichen Bilder, kann man die im selben Stil gemalten Gestalten eines Ritters und einer Heiligen sehen. Sie werden als Elisabeth von Thüringen mit ihrem Gemahl, dem Landgrafen Ludwig, als Kreuzfahrer, gedeutet. Die lineare Malerei wurde trocken auf den Putz aufgetragen, sie weist in ihrer Gestaltung der Falten und der zarten Figuren mit den ausdrucksvollen Gesichtern auf Vorbilder in der böhmischen Malerei hin. So erinnert die Haltung der Gottesmutter unter dem Kreuz an die schmerzhaft Maria aus dem Passionsbuch der Äbtissin Kunigunde in Prag, das schon um 1320 entstanden ist. Auch das eher seltene Motiv der um das Gewand Jesu wüfelnden Soldaten könnte auf

das Kunigunden-Passionale zurückgehen. Die Sterne im Hintergrund der Kreuzigung in Zaue finden sich auch bei den Passionsdarstellungen in Görsdorf bei Storkow. Gemalte Draperien und rote Rankenmuster in den Fensterleibungen ähneln ebenfalls einander, sind aber wohl zu allgemein, um Vermutungen über eine gemeinsame Werkstatt anstellen zu können.

Auch die aus Lindenholz geschnitzte Madonna mit dem Kind auf dem Arm, dem sie einen Apfel reicht, wird in die Zeit um 1420 datiert und damit in die Gruppe der »Schönen Madonnen« eingereiht, die hauptsächlich in Schlesien und Böhmen entstanden. Die elegante Haltung der Maria, der goldene Mantel über dem faltenreichen, blauen Gewand, die Krone und der hoheitsvolle Blick lassen sie als eine himmlische Königin erscheinen. Aber

der weiche Faltenwurf, der dem »schönen« oder »weichen Stil« seinen Namen gab, ist hier durch kantige kleine Unterbrechungen gestört, und deshalb könnte die Madonnenfigur auch aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhun-



Madonnenfigur |

derts stammen. Die Niederlausitz gehörte seit Karl IV. (Vertrag von Fürstenwalde 1373) zu Böhmen, bis sie 1635 zu Sachsen kam. Die Prager Hofkunst zur Zeit Karls bis etwa 1400 hatte eine weite Ausstrahlung auch auf die Mark Brandenburg (wie der Böhmisches Altar im Brandenburger Dom und der Ausbau von Tangermünde als Residenz zeigen) und die Niederlausitz. Aber an den einzelnen Kunstwerken sind die Vorbilder oft nur sehr vermittelt erkennbar.

Unter der Empore an der Südwand befindet sich in der Kirche von Zaue noch eine Malerei von etwa 1470 in einer anderen größeren Malweise moralisierenden Inhalts. Mit starken Pinselstrichen ist eine Bäuerin beim Buttern dargestellt, an die sich Teufel heranschleichen. Weil sie die Augen geschlossen hat, bemerkt sie nicht, wie ihr ein Teufel die Butter verdirbt. Vielleicht sollte hier ein Sprichwort seine bildliche Darstellung finden. Auf der gegenüberliegenden Nordwand ist in der gleichen Manier ein Betender mit einer Kuh (die auch den Teufel verkörpern soll) oder einer Ziege dargestellt.

Bevor 1736 die barocke Umgestaltung des Innenraums vorgenommen

wurde, erwarb die Gemeinde 1619 noch eine zweite Glocke, und das mittelalterliche Taufbecken aus Elbsandstein erhielt 1670 eine Taufschale aus Messing. Die damalige Pfarrfrau von Stein schenkte die in Nürnberg hergestellte Schale der Pfarrgemeinde, weil der Pfarrer die Kinder nun nicht mehr wie im Mittelalter im Wasser untertauchte, um die Sünden abzuwaschen, sondern der Kopf des Täuflings nur noch dreimal mit Wasser benetzt wurde. Die Taufschale deckte jetzt wie in vielen anderen Kirchen nach dem Dreißigjährigen Krieg den Taufstein zu. Mit der barocken Umgestaltung wurde diese Praxis erneut geändert. Ein Taufengel schwebte nun von dem blau gemalten Wolkenhimmel herab und aus dessen Muschelschale wurde der Täufling mit Wasser benetzt. Der alte Taufstein verließ die Kirche und kam erst Jahrhunderte später zurück, so dass man nun drei Arten der Spendung des Taufsakraments in der Kirche von Zaue bewundern kann. Auch der barocke Kanzelaltar über der gotischen Mensa wurde im Rahmen der barocken Renovierung von 1736 errichtet. Er besteht aus einem polygonalen Kanzelkorb, der mit Weinlaub (das auf das Abendmahl

hinweist) umrankten Säulen und schmalen Akanthuswangen eingerahmt wird. Über dem Schalldeckel befindet sich das Wappen der Familie von der Schulenburg, das von zwei steifen Engelsfiguren flankiert und vom sächsischen Adler bekrönt wird. Der Graf von der Schulenburg aus Lieberose war der Kirchenpatron der Kirche in Zaue. Deshalb hat auch ein Lieberoser Tischler den Altar gefertigt, dem zwei »wilde Männer« auf jeder Seite – sie halten das Wappen – etwas von seiner sonstigen Steifheit nehmen.

Auf der Westseite der marmoriert bemalten Empore mit orangefarbenen Feldern, auf denen Bibelsprüche stehen, befindet sich die Orgel. Sie wurde 1987 von der Orgelbaufirma Sauer aus Frankfurt/Oder in ein vorhandenes Gehäuse eingebaut.

So ist die Dorfkirche in Zaue ein besonderes Kleinod, weil zwei historische Zustände der Kirche noch gut nacherlebbar sind. Das mittelalterliche Äußere wird durch die Ausmalung und die ausdrucksstarke Marienfigur im Inneren lebendig und die barocke Ausstattung erlaubt uns, die etwas theatrale, gefühlvolle Frömmigkeit dieser Zeit nachzuempfinden.

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein

BENEFIZKONZERT für die Sanierung der gefährdeten Felchower Dorfkirche

Dorfkirche Felchow
(Landkreis Uckermark)

**Montag, 2. Oktober 2006
18 Uhr**

»Bach und Italien«

Werke von M. Uccellini, A. Vivaldi, J. S. Bach
u.a.



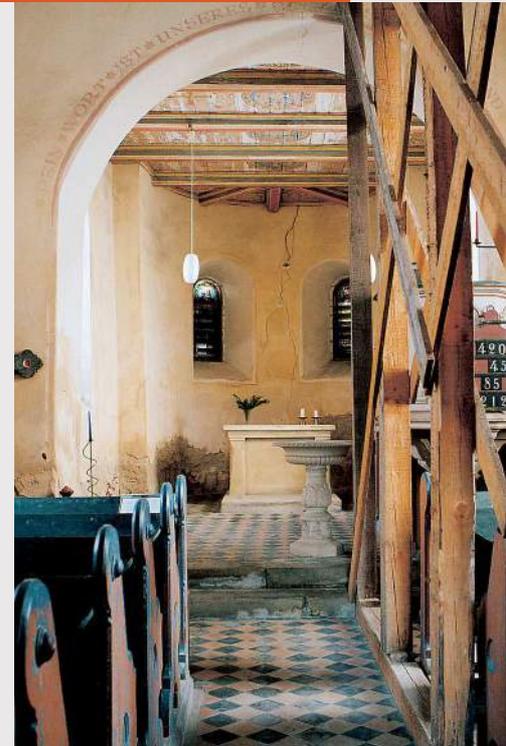
Ausführende: Ensemble Uccellini
(Gudrun Anders – Sopran, Andreas Lorenz – Bariton,
Tabea Höfer – Violine, Katharina Glös – Blockflöte,
N. N. – Cello, Dorothea Glös – Cembalo/Orgel)

Sollten zu diesem Zeitpunkt bereits Instandsetzungsarbeiten in der Kirche begonnen haben, findet das Konzert im Saal des Felchower Herrenhauses statt.

Unterstützen Sie die Instandsetzung der Dorfkirche in Mellnsdorf!

Gegenwärtig bietet die Kirche des kleinen Ortes Mellnsdorf, zwischen Jüterbog und Wittenberg an der Grenze zu Sachsen-Anhalt gelegen, einen traurigen Anblick. Der Feldsteinbau, bestehend aus Langhaussaal, eingezogenem Chor und halbkreisförmiger Apsis, entstand zu Zeit der Besiedlung dieser Region im frühen 13. Jahrhundert. Ihre heutige Gestalt mit den von Backstein gerahmten großen Rundbogenfenstern erhielt die Kirche bei einem größeren Umbau im Jahre 1892, angeregt von dem damals im Nachbarort Blönsdorf wirkenden Pfarrer Ferdinand August Scheele.

Damals wurde über dem Westteil des Schiffes auch ein Dachstuhl aus verbrettertem Fachwerk errichtet. In einem erst vor wenigen Jahren erschienenen Denkmal-Inventar des Landkreises findet sich der Satz: »Die markante Turmspitze bestimmt die Silhouette des Dorfes.« – Nachdem je-



Mellnsdorf, Innenraum mit Notabsteifungen



Dorfkirche Mellnsdorf

doch Glockengeschoss und Turmspitze wegen akuter Baufälligkeit abgenommen werden mussten und notdürftig auf dem Kirchhof abgestellt wurden, fehlt dem Dorf der wesentliche Teil seiner Silhouette, fehlt ihm die Mitte. Das Dach des Kirchenschiffes wurde mit den unterschiedlichsten Materialien immer wieder notdürftig ausgebessert und erinnert an einen bunten Flickenteppich.

Trübselig mutet auch ein Blick in den Innenraum der Kirche an. Eine einfache Stützkonstruktion aus Kanhölzern und Brettern verhindert den Einsturz der mit, inzwischen abblät-

ternden, Medaillons bemalten geraden Balkendecke. Trotzdem lässt der Raum noch viel von seiner einstigen Schönheit ahnen. Bei der oben bereits angesprochenen Renovierung 1891/92 hatte man sich bewusst dazu entschlossen, die aus der Bauzeit stammende Altarmensa mit mittelalterlichen Ritzzeichnungen als Deckplatte in den neuen Altar einzubeziehen. Die herrliche Terrakotta-Taufe im Stil der Neurenaissance

schuf eine Firma aus Berlin-Charlottenburg, die Kanzel ein Tischlermeister Unger aus dem nahen Städtchen Zahna. Abgebaut und im Nachbarort Blönsdorf eingelagert wurde die Orgel, um sie vor weiteren Schäden in dem maroden Gotteshaus zu schützen.

Schon seit einigen Jahren wollen sich die Bewohner des gerade einmal 83 Einwohner zählenden Dorfes nicht mit dem weiteren Verfall ihrer Kirche abfinden. Im Sommer 2005 gründeten sie einen Förderverein. Inzwischen haben auch Kirchengemeinde und Kirchenkreis einer Instandsetzung der

Mellnsdorfer Kirche zugestimmt. Bereits 2006 sollen erste Sicherungsmaßnahmen erfolgen.

In alten Kirchenbüchern ist nachzulesen, dass bereits 1583, als ein Giebel der Kirche einzufallen drohte, die Gemeinde zu arm für eine Ausbesserung war. Auch heute wird die kleine Kirchengemeinde allein diese Aufgabe nicht bewältigen können. Vielfältige Hilfe ist gefragt. Der Förderkreis Alte Kirchen hat zugesagt, sich an den notwendigen Instandsetzungsarbeiten im ersten Bauabschnitt finanziell zu beteiligen.

Weitere Informationen erhalten Sie über: Pfarrerin Ute Grützke, Tel. (03 37 43) 5 18 29

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 (Berliner Volksbank)
Kennwort: Mellnsdorf

Für Spendenbescheinigungen bitte Name und Anschrift angeben.

Peter Knüvener

Mittelalterliche »Wanderkunstwerke« in märkischen Kirchen

Verstreute Schätze und ihre Schicksale



Berlin, Klosterkirche vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, Blick in den Chor mit Gestühl (ca. 1500, zerstört) und Triumphkreuzgruppe (um 1480, jetzt St. Johannes, Moabit). Über dem Gestühl der Skulpturenzyklus, dem der Georg aus der Marienkirche zugehörig ist; Foto: Bildarchiv Marburg

Zum wichtigsten Erbe unserer Kulturgeschichte zählen die Kirchen mit ihren Kunstschätzen. Gerade dieser Schmuck der Gotteshäuser, die Ornamenta Ecclesiae, beanspruchte einen für uns heute kaum noch vorstellbaren Aufwand. Die Flügelaltäre, Wandmalereien, Prozessionsfahnen und Messgewänder waren der Stolz der Gemeinde und machten aus den Kirchenräumen Orte einer besonderen Qualität; Orte, die sich von der profanen Welt außerhalb unterschieden. Es ist kein Geheimnis, dass die Kunstwerke schon immer auch als solche gesehen und geschätzt wurden. So ist es zu erklären, dass nach der Reformation in Brandenburg zahlreiche Flügelaltäre erhalten blieben oder in barocke Altaraufbauten integriert wurden. Diese Kunstwerke waren mit der Kirche verbunden, wurden gepflegt und erhalten. Es gab und gibt viele Beispiele von Gemeinden, die die schwere Aufgabe der Finanzierung einer Restaurierung in Angriff genommen haben. Ein eindrucksvoller Beleg für

Peter Knüvener, Kunsthistoriker, arbeitet z. Z. an einer Dissertation zur bildenden Kunst des späten Mittelalters in der Mark Brandenburg

die Wertschätzung eines mittelalterlichen Altarbildes ist die Antwort des Pechüler Pfarrers aus den 1950er Jahren auf die Anfrage einer anderen Gemeinde nach der gemalten Predella in der Pechüler Dorfkirche: »Eine Abtretung dieses Schatzes unserer alten (...) Dorfkirche dürfte aber nicht in Frage kommen. Ich glaube, keine Gemeinde würde die von ihr gepflegten Altertümer ohne Not herausrücken und einer anderen Gemeinde überlassen.« (Zitat aus einer Akte im Brandenburger Domstiftsarchiv)

Neben diesen glücklichen Beispielen eines behutsamen Umganges mit dem Erbe gibt es leider auch weniger positive Fälle. Gerade im 20. Jahrhundert und bis in jüngste Zeit hinein haben viele Kunstwerke ihren angestammten Platz verlassen und wurden bisweilen in neue und oftmals völlig unpassende Zusammenhänge gebracht. Es kam sogar zur kompletten Zerstreuung ganzer Kirchengeschmück-

tungen. Die Bedeutung des mittelalterlichen Kunstwerkes als historisches Dokument wurde dadurch sehr beeinträchtigt.

Mittlerweile fast dem Vergessen anheim gefallen sein dürfte das einstige Erscheinungsbild der Berliner Franziskanerklosterkirche, aus der die meisten mittelalterlichen Kunstwerke Berlins stammen. Sie war mit ihren zahlreichen Tafelbildern, Skulpturen, Chorgestühlen und Retabeln geradezu ein Schatzhaus. Nach der Zerstörung war das Schicksal nicht günstig zum Grauen Kloster. Nicht allein, dass die Kirchenruine nicht wiederhergestellt wurde, auch die noch umfangreichen Reste der Klostergebäude wurden abgerissen. Die nun heimatlos gewordenen Kunstwerke, zu großen Teilen Stiftungen angesehener Berliner Bürger und fast alle in der Thematik auf die Franziskaner und ihre Kirche bezogen, wurden auf beispiellose Weise verstreut. Sie wurden auf Kirchen, Mu-

Berlin, Marienkirche, Georgsskulptur (um 1470/80) aus der Klosterkirche und zwei weibliche Heilige (um 1420) aus Zantoch (jetzt Santok), ehem. Kreis Landsberg/Warthe; Foto P. Knüvener





Berlin-Stralau, Altarretabel, Schrein aus Massen bei Finsterwalde, Flügel aus dem Brandenburger Dom, um 1500 und 1470er Jahre; Foto: V. Thie

delte, die durch verschiedene Publikationen einen gewissen Bekanntheitsgrad hatten, der sie im Kunsthandel quasi unverkäuflich machte. Dies zeigt, wie wichtig es ist, die Schätze der Kirchen nicht zu verstecken, sondern bekannt zu machen. Bei weniger bekannten Skulpturen wie denjenigen aus Griesen bedarf die Wiederentdeckung eines weit größeren Zufalls. Doch sind es wie gesagt nicht nur Diebstähle, die dazu führen, dass Kunstwerke von der »Bildfläche verschwinden« und in ganz anderem Zusammenhang wieder auftauchen.

Ein typischer Fall anderer Art liegt bei zwei kleinen schönen Heiligenfiguren in der Berliner Marienkirche vor, die nun, so will es die Ironie des Schicksals, den heimatlosen Georg aus der Klosterkirche flankieren. Bislang ging man davon aus, dass auch sie aus derselben stammen. Nur der glückliche Umstand, dass sie in einem der noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg publizierten Inventarbände der neumärkischen Kreise abgebildet waren, erlaubt nun die Identifizierung. Dort werden sie zusammen mit einer zugehörigen Madonna unter Zantoch/Santok abgebildet, sind also offenbar in den Wirren des Krieges nach Berlin gelangt

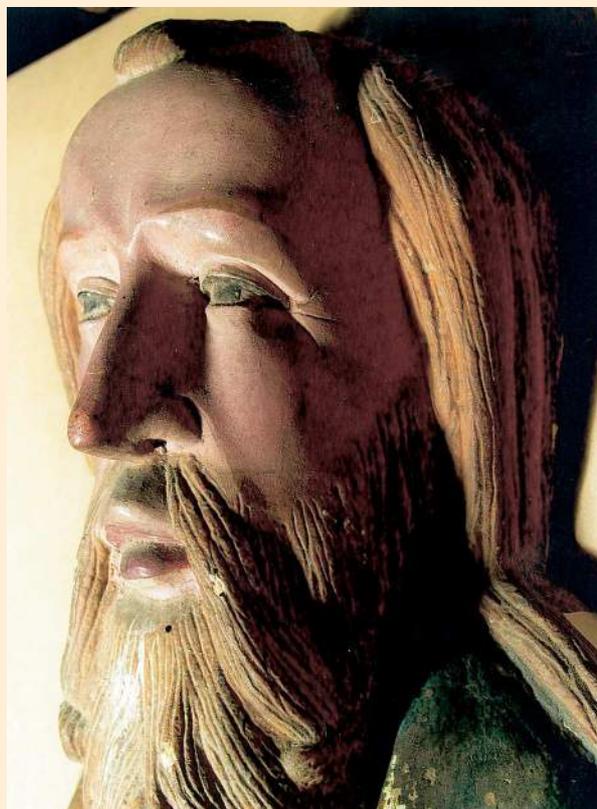
seen und sogar Dienstgebäude in Berlin und neuerdings sogar weit darüber hinaus verteilt. An über einem Dutzend Orten befinden sich nun allein die mittelalterlichen Kunstwerke. Wer weiß heute schon, dass zu der schönen Georgsskulptur der Berliner Marienkirche die Barbara und die Katharina in der Schöneberger Dorkirche oder der Mauritius im Konsistorium gehören? Verblüffend ist die Wiederverwendung der Triumphkreuzgruppe in der Johanniskirche in Moabit als Altarbild in Kombination mit einem Predellenkasten aus der Danziger Marienkirche. Ist dies alles noch auf die Zerstörung der Klosterkirche und auch auf die Wirren nach der Teilung Berlins zurückzuführen, gibt es Fälle von »Wanderkunstwerken« die weniger schlüssig erklärbar sein dürften.

Ein besonders kuriose Beispiel bietet ein Flügelaltarpasticcio in der Berlin-Stralauer Dorfkirche. Ein Mittelschrein aus der Dorfkirche in Massen bei Finsterwalde ist dort mit zwei von der Größe her in etwa passenden Altarflügeln aus dem Brandenburger Dom kombiniert worden. Gerade dieses Beispiel macht die Problematik des Vorgehens deutlich. Beide Teile, Schrein und Flügel, für sich genommen, sind für die Kunstlandschaft Brandenburg sehr wichtig, denn sie lassen sich so deutlich wie selten einem Kontext und Werkstattkreis zuordnen. Der Massener Schrein stammt aus einer in der Niederlausitz tätigen Werkstatt, die im Umkreis von Doberlug und Luckau eine beträchtliche Anzahl an Flügelaltären schuf, während die Brandenburger Flügel von dem Maler geschaffen wurden, der einen wichtigen Anteil am Brandenburger Katharinenaltar hatte. Diese Kunstwerke haben nichts miteinander gemein (sind auch verschiedener Zeitstellung); und sie gehören auch nicht nach Berlin. Gerät ein derartiger Sachverhalt in Vergessenheit, ist eine Fehlinterpretation etwa aus kunsthistorischer Sicht kaum noch zu verhindern.

Man sollte möglichst davon absehen, die Kunstwerke als isolierte Objekte zu verstehen und nicht als Teil einer Kirchenausstattung, die mit dem Kirchengebäude als Gesamtkunstwerk zu werten ist – und die wiederum einen Teil der Geschichte darstellt, mit dem nicht wahllos hantiert werden darf.

Nicht nur aus der Sicht des Forschers sind »entwurzelt« Objekte nur schwer verständlich und problematisch. Letztendlich ist die Gefahr der Marginalisierung gegeben, die sich ganz konkret in der Möglichkeit des Diebstahls und des Verkaufes äußert. So ist kürzlich in einer Berliner Privatsammlung durch Zufall eine Holzskulptur aus einem Retabel aus Griesen bei Cottbus identifiziert worden, die mit anderen Teilen der Altarpredella vor Jahren einem Restaurator übergeben wurde, der sie an einen Kunsthändler »verscherbelt« hat. Nur ein Apostel konnte bislang wieder gefunden werden, drei Skulpturen fehlen; wer weiß schon, wo sie sich jetzt befinden, welche Sammlung sie zieren?

Man kann von Glück reden, dass die wundervollen Skulpturen des Prenzlauer Retabels größtenteils sichergestellt wurden, nachdem man sie kurz nach der Wende aus der Marienkirche gestohlen hat. Hier half der Umstand weiter, dass es sich bei diesen Skulpturen, die ja glücklicherweise den Brand der Kirche im Jahr 1945 überlebten, um Kunstwerke han-



Griesen (Spree-Neiße), in einer Berliner Privatsammlung identifizierte Skulptur aus dem mittelalterlichen Retabel (um 1460, mittlerweile wieder der Kirchengemeinde zurückgegeben); Foto: P. Knüvener

und stillschweigend in die Berliner Kirchengenausstattung integriert worden.

Doch wie steht es beispielsweise mit den beiden großen weiblichen Heiligenfiguren in der Berlin-Hohenschönhausener Dorfkirche? Diese verblüffen den Besucher, sind sie doch von ganz erstaunlicher Qualität und wirken in der kleinen Dorfkirche (deren Flügelaltar zumindest in Resten noch im Märkischen Museum erhalten blieb) eher etwas deplatziert. Wer sich mit der Kunst in der Mark auskennt, fühlt sich an die Skulpturen des Jüterboger Altares erinnert oder an einige Werke aus der Altmark, die nach neuen Forschungen wohl allesamt in einer Magdeburger Werkstatt hergestellt wurden. Nun hat sich kürzlich herausgestellt, dass die beiden Heiligen Jungfrauen in einem Fotoarchiv zusammen mit dem Inventar der Stendaler Petrikerkirche geführt werden. Aus kunstgeographischer Sicht würde die Herkunft aus Stendal einleuchten. Es bleibt abzuwarten, ob sich der Verdacht verifizieren lässt.

Andersartige Odysseen ähnlicher Auswirkung mussten einige Kunstwerke auch zu DDR-Zeiten erdulden. So befinden sich im Depot des Märkischen Museums einige Reliefs teilweise höchster Qualität, die von der Polizei beschlagnahmt und an das Museum weitergeleitet wurden; die Identifizierung der Herkunft gelang bisher nicht. Man darf gespannt sein, wann einem aufmerksamen Kunstinteressierten die Lücke in einem Retabel oder in einer Sammlung auffällt. Auch die reizende kleine hochgotische Steinfigur, die im Untergeschoss des Museums in den Räumen der archäologischen Sammlung in einen Fensterpfosten integriert ist, hält das Geheimnis ihrer Provenienz bislang hartnäckig an sich.

Die Lücken, die diese dem Zusammenhang entrissenen und oftmals »anonymisierten« Kunstwerke hinterlassen haben, sind zweifelsohne immer als sehr schmerzlich anzusehen. Erinnern wir uns an die Kirchen, die noch über große Teile ihrer Ausstattung verfügen: Wer Beispiele wie die Nikolaikirche in Stralsund oder hierzulande die Marienkirchen in Bernau oder Gardelegen vor Augen hat, dem wird die Bedeutung dieser Denkmalensembles bewusst werden. Doch auch aus dem dörflichen Bereich gibt es grandiose Beispiele wie etwa in Lindena (Landkreis Elbe-Elster) oder in Audorf (Landkreis Salzwedel), die sich den großen Kirchen hinsichtlich der kulturgeschichtlichen Bedeutung an die Seite stellen lassen. Es kann un-



Prenzlau, Marienkirche, Skulpturen aus dem Hochaltarretabel (1512, von einem in Lübeck tätigen Riemenschneiderschüler geschaffen), die Beschädigung des Christuskindes geht auf den Diebstahl der Skulpturen in den frühen 90er Jahren zurück; Foto: P. Knüvener

ter diesem Gesichtspunkt als erstrebenswert erachtet werden, zerrissene Denkmalkomplexe wieder zusammenzuführen, um so die Bedeutung deutlicher hervortreten zu lassen und durch gesteigerte Bekanntheit auch einen Beitrag zur vermehrten Beachtung und damit zur Erhaltung zu erbringen. Wie großartig wäre es z. B., eines Tages das Klosterkircheninventar zusammen erleben zu können!

Um die Problematik wieder ins Bewusstsein zu bringen, wäre allerdings eine theoretische Vorarbeit angebracht. So könnte ein wichtiger Schritt die flächendeckende Publikation der märkischen Kunstwerke sein, denn anders als in den meisten Nachbarregionen liegt für unseren Bereich

kein Überblickswerk über Flügelaltäre, Skulpturen und andere Kunstwerke vor. Es ist erstaunlich, wie wenig man insbesondere in Berlin von den Kulturschätzen auf dem Lande Kenntnis nimmt. Hier muss sich die »Kunstgeschichte der großen Namen«, die sich lieber mit den vermeintlich kunstreicheren Regionen jenseits der märkischen Grenzen beschäftigt hat, sicher manche Kritik gefallen lassen. Es sind noch große Aufgaben zu bewältigen – jedoch sind diese faszinierend: Das Betreten einer märkischen Dorfkirche kommt manchmal einer Offenbarung gleich. Dann kann man unseren Vorfahren nur dankbar sein, dass sie sich so beispielhaft um das Erbe gekümmert haben.

Rainer Oefelein

Der Weg zum Wunderblut

Auf den Spuren der Wilsnackfahrer

Prof. Rainer Oefelein arbeitete als Architekt im Städte- und Wohnungsbau. Als Hochschullehrer war er an verschiedenen Berliner Hochschulen tätig. Seit 2004 arbeitet er an der Re-Installation des Pilgerweges von Berlin nach Wilsnack mit begleitenden Ausstellungen.

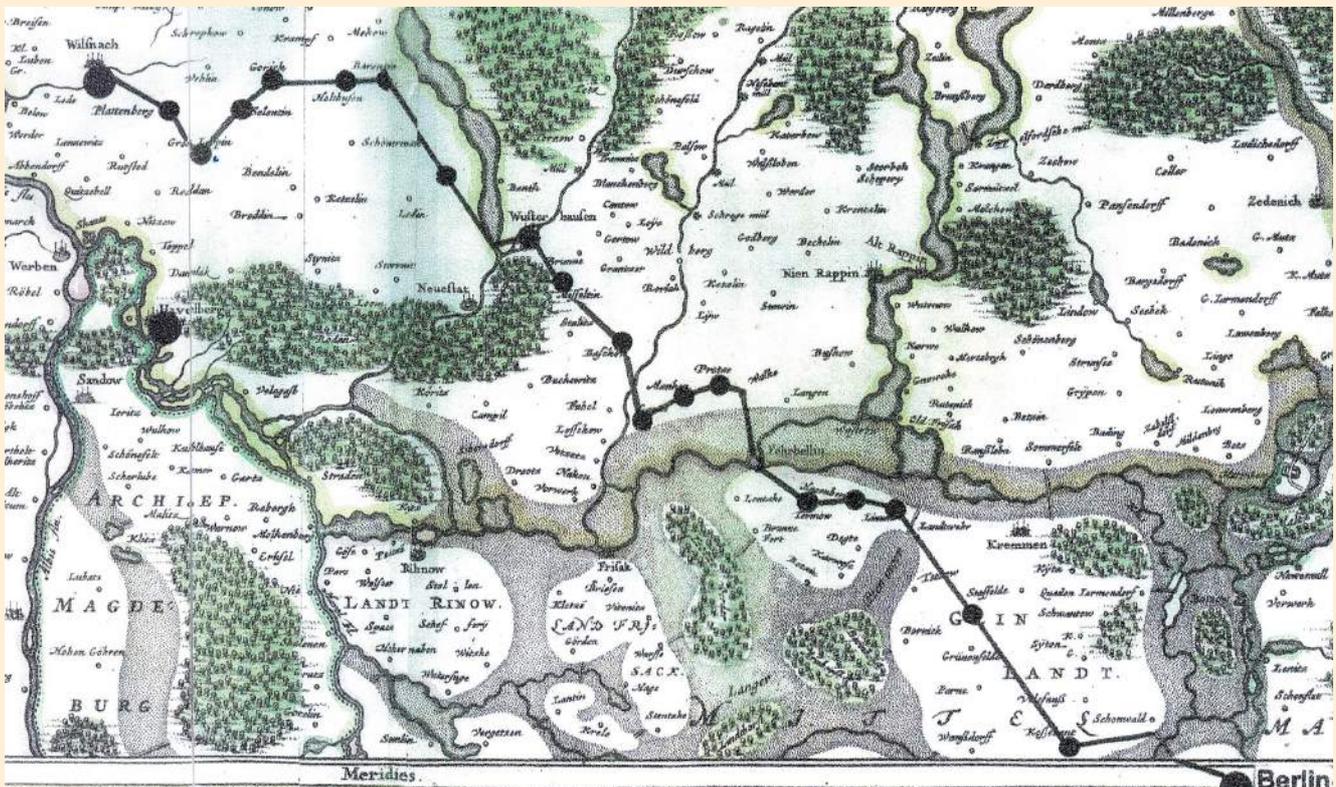
»Eine grosse Anzahl Völcker aus fremden Nationen/Königreichen vnd Landen dahin Wallfarten gangen sind«, berichtet 1586 der Havelberger Stiftsdekan Matthaeus Ludacus von seiner Heimatstadt Wilsnack. Drei Jahrzehnte vorher war die Wallfahrt durch die Reformation beendet worden.

Nur wenigen Menschen ist die einstige Bedeutung des Ortes Wilsnack mit seiner markanten Kirche bekannt. Dass der Ort vor über 500 Jahren Anziehungspunkt hundertausender von Pilgern gewesen ist, kann man sich heute kaum vorstellen. Von 1383 bis 1552 pilgerten Menschen aus ganz Europa – aus Deutschland, England, Flandern, Frankreich, aus der Schweiz, aus Skandinavien, aus dem Baltikum, Russland, Polen, Österreich, Tsche-

chien und Ungarn – zum Heiligen Blut in der Kirche von Wilsnack.

Es waren Straftäter genauso wie hohe oder betuchte Herren – allein Kurfürst Friedrich der II. pilgerte von 1440 bis 1451 sechs Mal nach Wilsnack. Dort wurden in einer Kirche drei Hostien verehrt, die 1383 einen Brand, der die Dorfkirche verwüstete, unbeschadet überstanden hatten. In den Trümmern der gebrandschatzten Kirche fand der Priester die geweihten Hostien vor, auf denen nun Blutstropfen zu sehen waren. Gefördert durch die Bischöfe von Havelberg, setzte eine Wallfahrtsbewegung ein, die schließlich ganz Nordeuropa erfasste und das abgelegene, unbekanntere Dorf Wilsnack in einen der berühmtesten Wallfahrtsorte des Mittelalters verwandelte.

Wie auch immer, Ende des 14. Jahrhunderts gab es in und um Wilsnack, einem Ort mit nie mehr als 1.000 Einwohnern, »keine freien Plätze« – Zustände vergleichbar mit Woodstock, nur dauerhafter. Ende des 15. Jahrhunderts bestand Wilsnack fast ausschließlich aus Gasthäusern. 1475 sah sich die Stadt Erfurt durch die aus Mittel- und Süddeutschland nach Wilsnack strömenden Pilgermassen vor so unüberwindliche Beherbergungs- und Verpflegungsschwierigkeiten gestellt, dass man sich keinen Rat wusste, als ihnen den Einlass in die Stadt zu ver-



Karte mit eingetragenen Spurenfinden; R. Oefelein

wehren. Die mittelalterliche Wallfahrt war ein Massenphänomen. Schätzungen gehen davon aus, dass zwischen dem 13. und 15. Jh. bis zu 25 % der Bevölkerung Europas sich unterwegs auf einer Pilgerfahrt befanden. Den Hintergrund jeder Pilgerbewegung bildete auch der Glaube, nicht auf der Erde »zu Hause zu sein«. Der Lebensweg des Menschen wurde als asketisches Unterwegssein, als eine allegorische Pilgerfahrt zur wahren Heimat, dem himmlischen Jerusalem, betrachtet. Eine besondere Nähe zu Gott hoffte man an den irdischen Zielen der Pilgerwege zu erfahren, an jenen heiligen Orten, an denen Er sich durch das Wirken der Heiligen und durch Wunder manifestierte.

Die mittelalterliche Pilgerlandschaft zwischen Berlin und Wilsnack ist jedoch für den heutigen Betrachter auf den ersten Blick kaum wahrnehmbar. Die alten Verkehrswege, Straßen und Brücken wurden längst erweitert, überbaut oder durch neue ersetzt. Lediglich die eine oder andere Kirche weist noch in ihrem äußeren Erscheinungsbild auf das Mittelalter und damit auf die Zeit hin, in der Scharen von Pilgern nach dem Santiago des Nordens unterwegs waren.

Straßenkarten gab es im Mittelalter nicht. Die älteste deutsche Karte von 1450 verzeichnet nur Orte, keine Wege – Berlin fehlt noch, Wilsnack nicht. Straßen und leider auch Brücken aus dem Mittelalter haben sich auf diesem Weg nicht erhalten. Die genaue Trasse des Pilgerweges Berlin-Wilsnack ist daher heute nicht mehr feststellbar. Also blieb nur die Spurensuche vor Ort über empirisch festgelegte Stationen, basierend auf der von Wolfgang Holtz 1989 rekonstruierten alten Poststraße Berlin-Hamburg. Wir sind ein Jahr auf die Suche gegangen, um alles zu erfassen, was auf diesem Weg aus der Pilgerzeit heute noch sichtbar ist und den »Wilsnackfahrern« ehedem wirklich vor Augen gestanden haben könnte. Als Zeitrahmen wurde die Zeit zwischen 1383 und 1553 gesetzt.

Die Arbeit versteht sich als Beitrag, den alten Pilgerweg wieder nachzuvollziehen. Sie erhebt nicht den Anspruch, die alte Streckenführung exakt nachweisen zu können. Hierzu müssen erst weitere Forschungsarbeiten zur Wegführung erfolgen.

In einigen Dorfkirchen fanden sich bisher noch unveröffentlichte Zeugen aus dem Mittelalter, so Fresken, insbesondere der flächendeckend mit einem Passionszyklus ausgemalte Chor

der Stephanskapelle in Wusterhausen, Skulpturen, wie der romanische Taufstein in Kyritz mit seinen expressiven Darstellungen oder Schnitzaltäre. Vor allem die vielen bis heute weitgehend unerforschten mittelalterlichen Glocken mit ihren Pilgerzeichen aus ganz Europa waren eine Überraschung. Sie zeugen von der damaligen Mobilität in diesem heute fast vergessenen Teil Brandenburgs.



Romanischer Taufstein in der Marienkirche Kyritz (Detail); Fotos: R. Oefelein



Weg nach Wusterhausen |

Solche Spuren des Mittelalters kommen zwar auch abseits jedes potentiellen Pilgerweges in der Mark Brandenburg vor. Sie sind jedoch Zeugen der Pilgerzeit auf diesem Weg. Gleichzeitig bezeugen sie die lebendige, starke Frömmigkeit dieser Zeit, die sich in immer neuen Gnadenorten und Wallfahrten manifestierte. Anhand unserer Arbeit wurde der Versuch unternommen, eine historisch wahrscheinliche Pilgerroute von Berlin nach Wilsnack zu rekonstruieren. In Teilabschnitten sind noch Zweifel angebracht, z. B. durch den Sumpf von Berlin nach Fehrbellin? In einigen Abschnitten wurde die vorher angenommene Trasse nicht bestätigt. Hier wurden Änderun-

gen an der bisherigen Streckenführung aufgrund der Spurenfunde vorgenommen.

So wurden z. B. in den Orten Rohrlack und Bückwitz keinerlei Spuren des Mittelalters gefunden. In nahegelegenen Orten dagegen sind vielfältige Überreste aus der Pilgerzeit erhalten geblieben, u. a. in Läsikow, Nackel, Metzelthin. In Metzelthin gab es noch eine weitere Überraschung: Im Gegensatz zum vorher angenommenen Weg war die Verbindung der neuen Stationen jetzt eine alte Straßenroute mit verborgenem Kopfsteinpflaster. Der neue Weg ging nun am Heilig-Geist-Spital, einem ehemaligen Pilger- und Armenhospital, vorbei in die Stadt Wusterhausen. Kilometerweit immer in Blickrichtung: die Kirche von Wusterhausen.

Neue Pilgerzeichenfunde auf den Glocken unterwegs

Die wichtigsten Entdeckungen auf der kurzen Strecke waren viele bisher nicht inventarisierte Pilgerzeichen. Meiner Frau (Dr. Cornelia Oefelein) gelang es, eine Anzahl dieser neu entdeckten Zeichen den entsprechenden Wallfahrtsorten zuzuordnen, so: ein Pilgerzeichen aus Einsiedeln auf der Glocke in Wildberg; ein Pilgerzeichen aus Trier mit einer Darstellung des hl. Matthias auf einer Glocke in Karwe, dieses Zeichen befindet sich auch auf der Barbara-Glocke in Eberswalde sowie auf der Glocke in Falkenhagen; ein Pilgerzeichen vom Kloster Nikolaus-



Glocken- und Pilgerzeichen auf dem Weg von Berlin nach Wilsnack |

berg bei Göttingen auf der Turm-Glocke in Wilsnack; ein Pilgerzeichen, das aus Canterbury stammen könnte, und eins aus einem französischen Wallfahrtsort mit einer Darstellung des hl. Georg auf einer Glocke in Nackel.

Der Jakobsweg und der Pilgerweg nach Wilsnack

Kann es sein, dass für Berliner Pilger Wilsnack im Mittelalter nicht nur Pilgerziel war, sondern auch eine wichtige Station auf dem Weg nach Santiago? Dafür spricht einiges.

Die Orte mit Pilgerzeichen auf den Glocken definieren noch keinen Pilgerweg, sie zeigen aber, woher die Pilger kamen und wohin sie gingen. Die Bündelung dieser Verbindungen lässt einen Weg ahnen. Trägt eine Glocke mehrere Pilgerzeichen aus verschiedenen Wallfahrtsorten, die auf einer »Strecke« liegen, kann angenommen werden, dass ein Pilger diese Wallfahrtsorte auf seiner Reise in Abfolge aufgesucht hat.

Die Auswertung der neuen Pilgerzeichenfunde 2005 auf den Glocken zwischen Berlin und Wilsnack zeigt eine Anzahl von Wallfahrtsorten in

Deutschland, Holland und Frankreich. Überträgt man diese Wallfahrtsorte auf eine Europakarte, ergibt sich eine Verbindung von Berlin nach St.-Josessur-Mer in Frankreich (bei Calais). Es kann angenommen werden, dass es von hier aus eine Schiffsverbindung nach Nordspanien, nach San Sebastian oder La Coruña bei Santiago, gab. Dass Pilgerzeichen aus Santiago de Compostella fehlen, liegt daran, dass das Pilgerzeichen von Santiago die Muschel aus dem Meer war, die beim Glockenguss nicht zur Verwendung kommen konnte.

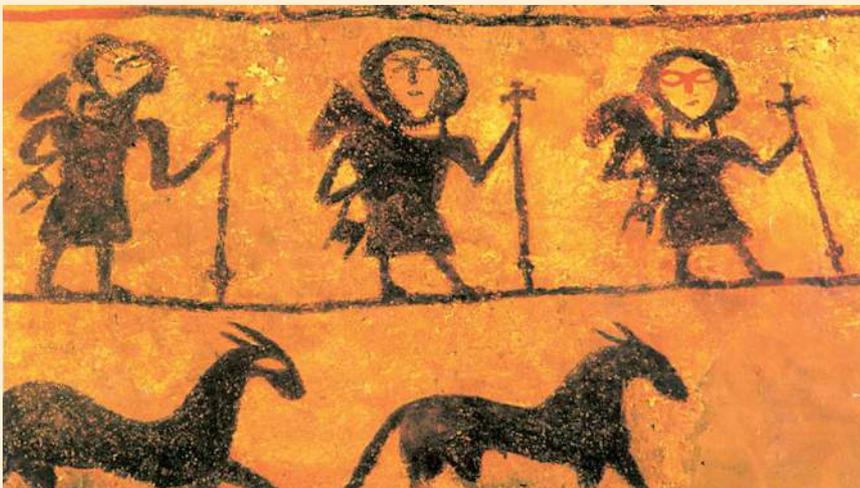
Auffällig ist, dass zwischen Berlin und Wilsnack das Wilsnacker Pilgerzeichen nur in einem Ort, in Manker, vorgefunden wurde. Pilgerzeichen aus den prominenten Wallfahrtsorten des Rheinlandes – so Köln, Trier, Neuss, Aachen und Maastricht – kommen dagegen mehrfach vor. Da diese Pilgerzeichen – wie wir annehmen – von Wilsnack-Pilgern stammen und auf dem Weg zwischen Berlin und Wilsnack gefunden wurden, liegt der Schluss nahe, dass Wilsnack für viele Pilger aus Berlin ein Durchgangsort auf dem Weg nach Santiago war. Ein Pilgergrab mit einer Jakobsmuschel, das vor kurzem in Treskow bei archäologischen Ausgrabungen entdeckt wurde, bestätigt diese Annahme.

Am Ziel des Pilgerweges, im Inneren der Wunderblutkirche, hat sich – verschont von der Reformation – noch eine große Anzahl von Schätzen und Pilgervotivgaben erhalten. Vieles davon ist noch nicht wissenschaftlich erfasst. Der Sakristeischrank war noch im Jahre 2005 eine Fundgrube. Wir fanden dort im Frühjahr außer von Mäusen zerschredderten Messbüchern noch Skulpturen oder Teile von Skulpturen und Dr. Hartmut Kühne entdeckte einen Geldbeutel aus der Pilgerzeit.

Rätsel in Wilsnack

Eine Reihe von Rätseln bleibt: Welche Aufgabe hatte der 4,50 m lange, mit Hunderten von Holznägeln versehene, achteckige Baum, der im Denkmalinventar als Lichterbaum beschrieben wird und angeblich als Aufsatz auf den Sandsteinleuchter im Chor fungierte?

Warum ist der Wunderblutschrein in einem Nebenraum für Pilgerströme kaum erschlossen? Die axiale Ausrichtung der Kirche mit ihrer vorgesehenen Verlängerung hat kaum Bezug zum Grund des Kirchenbaues, dem »Wunderblut«, das in einem Pendant zur Sakristei versetzt untergebracht



Mittelalterliche Pilgerdarstellung |

ist. Der Wunderblutschrein stammt nach neueren Untersuchungen bereits aus der Bauzeit der Kirche.

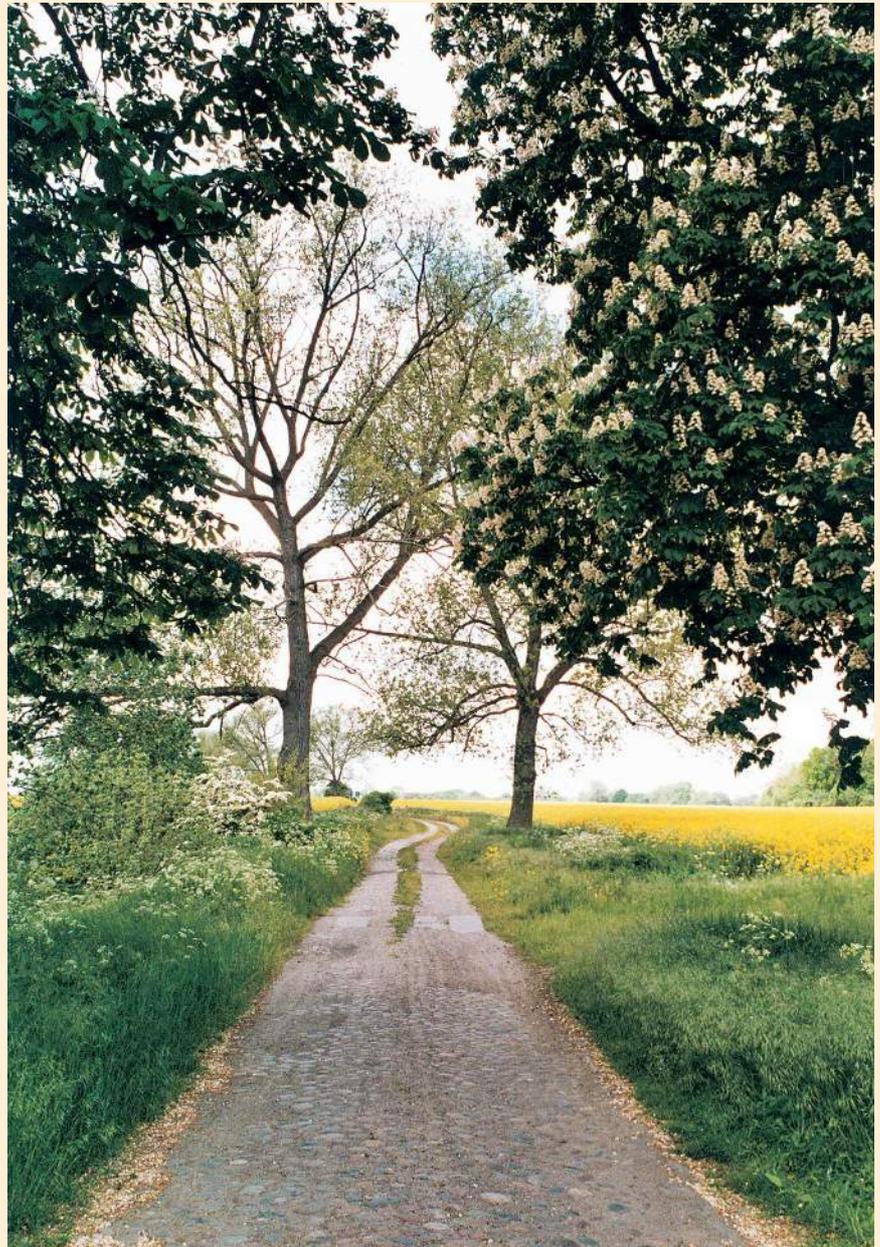
Was bedeuten die Sgrafitti an der Wand der Wunderblutkapelle? Welche Funktion hatte die für Publikum nicht erschlossene große Empore des Querschiffes? Welche Aufgabe hatte der früher gedeckte und nach außen abgemauerte Chorumgang – Funktionsgang oder Prozessionsgang?

Gerade im Vergleich zu anderen Wallfahrtsorten, wie Santiago de Compostela mit der dort zum Teil gesteigert zelebrierten axialen Ausrichtung der Pilgerströme zum Objekt der Verehrung, bleiben in Wilsnack noch viele Fragezeichen.

Der neue alte Pilgerweg

Die Orte des Wilsnackweges scheinen nach den Spuren relativ gut abgesichert. Praktisch jedoch fehlte noch die wichtigste Voraussetzung dafür, um eine Zeitreise per Fuß nach Wilsnack anzutreten: die genaue Wegeführung. Die Verbindungen zwischen den Orten, die Landstraßen aus der Neuzeit, mussten nicht unbedingt der alte Pilgerweg gewesen sein. Um möglichst nahe an die Pilgerzeit zu kommen, wurden wieder Ziele aufgestellt, nach denen die Suche auf eine andere Art fortgeführt wurde, so nach: alten Wegen mit altem Pflaster; Straßennamen mit Hinweisen auf Nachbarorte; alten Alleen – manche Bäume werden älter als 250 Jahre; Treidelwegen; Sichtbeziehungen zu Kirchtürmen; oder einfach nach landschaftlich schönen Wegen, z. B. an einem See entlang; Optimierung von Einsamkeit. Asphalt- oder Verkehrsstraßen wurden, wenn es ging – und es ging fast immer – vermieden. Wege verändern sich im Laufe der Jahrhunderte. Die exakte alte Trassenführung des Pilgerwegs wird sich wohl nicht mehr genau rekonstruieren lassen.

Die Strecke Berlin-Wilsnack ist ungefähr 130km lang. Die Wegebeschaffenheit ist sehr unterschiedlich und schließt befestigte oder unbefestigte Wege genauso ein wie Kopfsteinpflaster, Plattenwege oder Asphaltstraßen. Der größte Teil der nun ausgewählten Wege sind neu entdeckte Wanderwege. Die notwendige Genehmigung bei den Behörden ging erstaunlich unproblematisch – befürchtete Änderungen, auch aufgrund von Besitzverhältnissen, wurden nicht notwendig. Neu entdeckte Wanderwege auf historischen Routen durch die einsame Brandenburger Landschaft machen den größten Teil der Streckenführung aus.



Weg bei Rohrlack |

Jetzt kann der Weg gekennzeichnet werden. Ein Logo wurde vereinbart mehr durch Zufall – schon das Lübecker Wegekreuz aus dem 15. Jahrhundert trägt dieses Zeichen.

Diese Landschaft erschließt sich nicht wie »Schnaps aus dem Teller«. Man muss schon genau hinsehen. Im Vergleich zu vielen Urlaubszielen wirkt sie wie ein kontemplatives Kloster im Kommunikationszeitalter. Sie ist weder aufregend noch dramatisch. Heinrich von Kleist nannte seine Heimat eine langweilige Landschaft, bei deren Erschaffung der liebe Gott offenbar eingeschlafen sei. Die Leere, Weite, Monotonie dieser Kulturlandschaft hat sicher etwas Schwermütiges. Sie ist eine abweisende, spröde Schönheit, die erst erobert werden muss.

Warum dieser Weg?

Warum soll man etwas wieder einführen, das Luther vor 450 Jahren beendet hat? Die Gründe könnten unterwegs liegen: Die Kraft der Stille im Kommunikationszeitalter; die Entdeckung der Langsamkeit; das spirituelle Erleben; der sportliche, lebensverlängernde Aspekt; die kulturelle Neugier – Spuren des Mittelalters; das Verstehen von Religion und Zeit; das Erlebnis der einsamen Landschaft in der Mark – »Wer gröbere Augen hat, möge weiter wegfahren.« (Fontane).

Im Frühjahr 2006 wird der Pilgerweg nach Wilsnack wiedereröffnet. Dazu wird es eine Ausstellung geben und es erscheint ein Wanderführer.

Eva Gonda

Kreativität rund um den dicken Turm

Mit der Kirchenrestaurierung in Prenen wuchs die Dorfgemeinschaft



Dorfkirche Prenen (Barnim) |

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises

Wohlverdiente Anerkennung fand dieses Wirken jetzt auch durch die Verleihung des Barnimer Kulturpreises 2005 von Bündnis 90/Die Grünen.

Der kleine Ort, abgelegen zwischen Wäldern und Seen, bietet seinen 450 Einwohnern zur Zeit wenig Chancen, die klamme Gemeindekasse wesentlich aufzubessern. Da war der Gedanke schon fast verwegen, die marode Kirche wieder herzurichten und das noch dazu mit dem Anspruch, hier neben Gottesdiensten und Aktivitäten der Kirchengemeinde ein reiches kulturelles Leben mit hohem Niveau zu ermöglichen.

Beides, die Entwicklung eines vielseitigen Kulturangebots und die Sanierung des Kirchengebäudes nach denkmalpflegerischen Aspekten, lief von Anfang an parallel und bedingte einander.

Dem schlichten Kirchenraum mit der sparsamen Ausstattung sieht man noch heute an, dass in Prenen auch früher das Geld nicht auf der Straße lag. Geradezu enttäuscht mäkelte einst Fontane, der dem weithin sichtbaren imposanten Kirchturm entgegen gewandert war: »Ich habe selten einen freudloseren Platz betreten. ... Das Innere kahl, der Friedhof verödet...« Mag er damals auch manches vernachlässigt vorgefunden haben, übersehen hatte er aber wohl einige bemerkenswerte Kleinodien, so den wunderschönen Renaissance-Altar, der die Jahreszahl 1611 trägt, womöglich aber noch älter ist. Und das, was für Fontane »...alles nicht viel anders als eine Landschaftscoullisse« gewesen war, ist zum Beispiel ein einzigartiger Turm, der in sich einen freistehenden selbsttragenden hölzernen Glockenstuhl birgt, praktisch einen Turm im Turm.

Als das Berliner Architektur- und Ingenieurbüro Hans und Marion Schacher 1998 mit den Instandsetzungsarbeiten begann, ging es zunächst

Ausgerechnet die Älteste im Dorf macht jetzt viel von sich her, hat sich auffallend herausgeputzt, empfängt dauernd Gäste und hat sich selbst bei den Jungen im Ort interessant gemacht. Dabei hat die alte Dame schon einige Jahrhunderte auf dem Buckel, was man ihr bei ihrem heutigen adretten Outfit nicht gleich ansieht.

Die Dorfkirche von Prenen in der Barnimer Heide ist das älteste Gebäude am Ort, der jetzt seine 700-Jahr-Feier begeht. Der heutige Bau wurde vermutlich im 16./17. Jahrhundert auf den Fundamenten eines Vorgängers errichtet und hat seitdem

Höhen und Tiefen – die vor allem – erlebt. Noch vor wenigen Jahren bot sie mit dem großflächig abgefallenen Putz, zerbröselnden Backsteinen, faulenden Balken, herabstürzenden Gefachen des gewaltigen Turms ein armseliges Bild. Dass sich ihr Äußeres heute solide und in leuchtenden Farben präsentiert und dass es in ihrem Inneren sehr lebendig zugeht – das ist den Ideen und dem Fleiß vieler Menschen aus dem Ort und von weither zu danken, vor allem aber dem Engagement des »Fördervereins Dorfkirche Prenen 1611« und seiner Vorsitzenden Sabine Voerster.

einmal um diesen Turm. Die äußere Fachwerk-Hülle musste komplett abgetragen werden. Die ausgebauten Gefache und Hölzer wurden sorgfältig gelagert, um später nach Möglichkeit wieder verwendet zu werden. Relativ gut erhalten war noch der innere Glockenturm; einige Hölzer mussten ersetzt und alle mit dem nötigen Holzschutz versehen werden. Schon im nächsten Jahr erhielt der Turm sein saniertes Dach, gedeckt mit Kirchenbibern, danach wurden die Gefache mit den alten verwendbaren und neuen Ziegeln ausgemauert und verputzt.



Renaissancealtar von 1611 |

Heute blinkt von hoch oben die restaurierte Turmkugel mit Wetterfahne wieder weit ins Land, darunter sagt die erneuerte ungewöhnliche Einziger-Uhr allen an, was die Stunde geschlagen hat. Aus den nun zu öffnenden Schallluken kann der Besucher die Wald- und Seenlandschaft genießen, und gefiederte Turmbewohner sind herzlich eingeladen in eigens für sie gezimmerte Nistkästen, die auch ein Verschmutzen des Turminnen verhindern. Denn Fontane hatte auch zu diesem Thema Kritisches anzumerken. Er schrieb von zwei Glocken »unter einer Kruste von Schwalbenguan«.

Heute hängt nur eine von einst drei Glocken im Turm, die vor 1998 wegen Gefahren für das Bauwerk nicht mehr geläutet werden durfte. Zwei waren im ersten Weltkrieg eingeschmolzen worden.

Inzwischen sind schon viele Besucher durch das alte Gebälk des Glockenstuhls gestiegen, vorbei an den sorgsam aufbewahrten Teilen des alten Uhrwerks, vorbei an dunkel gewordenen Balken als Zeugen buchstäblich »begreifbarer« Geschichte. Wer den Aufstieg scheut, kann sich das filigrane Zimmermanns-Kunstwerk auch zu ebener Erde ansehen. Gleich am Eingang zum Kirchenschiff steht ein maßstabgerechtes Modell, für die Turmsanierung zu einem sehr kulantem Preis von dem Modellbauer Jürgen Scheunemann in vielen Arbeitsstunden geschaffen. Es ist nicht nur für die heutigen Besucher interessant; während der Restaurierung des Turms war es auch für die Baufachleute ein wichtiges Anschauungsmittel. Wenn einmal – wie geplant – eine Ausstellung über die Restaurierung der Kirche im Turm unterbau fertig ist, dann wird dieses Modell dort ebenso seinen Platz haben wie das alte Uhrwerk oder das originale Zifferblatt, das heute noch hinter dem Altar zu betrachten ist.

Aber mit der Rettung des Turmes war erst der erste Bauabschnitt abgeschlossen. Der zweite galt dem Kirchenschiff und zog sich bis ins Jahr 2004 hin. Natürlich wurde mit dem Dach begonnen, durch das es schon seit längerem geregnet hatte, was auch dem Inventar nicht gut bekam. Der Dachfirst glich – aus der Vogelperspektive gesehen – einer S-Kurve, Ergebnis unsachgemäßer Reparaturen am Tragwerk der Dachkonstruktion zu DDR-Zeiten. Die schweren Beton-Dachsteine taten ihr übriges. Aber wer will heute darüber richten, wo man damals doch das erstbeste Material nehmen musste, wenn man überhaupt etwas für einen Bau und noch dazu für eine Kirche »organisieren« konnte?

Bei der Instandsetzung kam dann eins zum anderen: Sanierung der Kirchendachkonstruktion einschließlich Holzbalkendecke über dem Kirchenraum, Ausbesserung des Traufbereichs der Mauerwerkskrone, Neueindeckung des Dachs. Danach ging es an die Außenmauern des Kirchenschiffes einschließlich umfassender Arbeiten im Sockelbereich. Fenster und Türen waren instand zu setzen oder zu erneuern. Heute gibt es noch ein Originalfenster mit alter Verglasung; die anderen wurden dem Original ent-

sprechend nachgefertigt. Schließlich konnte der Putz aufgebracht werden, nachdem man die wenigen Reste des alten Putzes nach seiner Zusammensetzung analysiert hatte, um die neue Mischung anzupassen.

Genau an diesem Punkt gab es Unmut bei einigen Einwohnern, die bisher jede Aufbauphase begeistert begleitet und auch mit Eigenleistungen unterstützt hatten. Denn jetzt wollte man ihnen das liebgewonnene Bild ihrer Kirche »entfremden«. Das Mischmauerwerk aus Ziegeln und Feldsteinen, vom einstigen Putz entblößt, war wahrlich nicht ansehnlich. Aber inzwischen waren Generationen an diesen Anblick gewöhnt, für sie war er signifikant für ihre Dorfkirche. Doch weil in Prenden nichts an den Einwohnern vorbei getan wurde, waren in vielen Gesprächen auch die hartnäckigsten Zweifler an Hand historischer Belege überzeugt worden. Und heute möchte wohl keiner auf den sauberen Putz verzichten, dessen helles Ocker der ursprünglichen Farbgebung entspricht.

Inzwischen war auch innen einiges geschehen. Zunächst hatte man den Innenputz instand gesetzt. Um den kostbaren Altar, das Mobiliar und die Emporen gegen Insektenbefall zu sichern, wurde der Innenraum nach Ein-



Detail des Renaissancealtars |

Das Kunstforum der Berliner Volksbank zeigt jährlich drei bis vier wechselnde Ausstellungen. Verschiedene Veranstaltungen, z. B. Künstlergespräche, Lesungen und ein anspruchsvolles Kinder- und Jugendprogramm ergänzen die Präsentationen. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

5. Mai bis 30. Juli 2006

150 Jahre Schinkelwettbewerb – Preisgekrönte Ideen und Projekte



Seit 150 Jahren wird alljährlich der Schinkelwettbewerb des Architekten- und Ingenieurvereins (AIV) ausgerufen.

Mit ca. 100 Wettbewerbsbeiträgen zeigt das Kunstforum die gesamte Bandbreite – vom einfachen Landhaus über die Bahnhofshalle bis zur Erweiterung der Berliner Museumsinsel.

25. August bis 12. November 2006

Bild und Abbild – Die Fotografien-Sammlung des Malers Eduard Gaertner



Ausgangspunkt und Kern der Ausstellung, die in Kooperation mit der Fotografischen Sammlung der Stiftung Stadtmuseum entsteht, sind die Aufsehen erregenden 77 Fotografien

aus dem Besitz des Malers Eduard Gaertner (1801–1877). Dazu gehört die älteste bisher bekannte und erhaltene Berlin-Ansicht auf Papier: das Denkmal Friedrich II. Unter den Linden im Jahre 1851.

7. Dezember 2006 bis 29. April 2007

Hans Purrmann und seine Zeit



Hans Purrmann zählt vor allem mit seinen kraftvollen Porträts und Figurenbildern, mediterranen Landschaften, farbenfrohen Still-Leben und Interieurs zu den bedeutenden deutschen Malern der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Rund 80 Gemälde bieten Einblicke in Purrmanns facettenreiche

Malerei. Die Ausstellung entsteht in Kooperation mit der Neuen Nationalgalerie der Staatlichen Museen zu Berlin und wird mit Werken ausgewählter Künstler ergänzt, die Purrmanns Malerei erheblich beeinflusst haben – wie Matisse, Cézanne, Liebermann, Corinth und Slevogt.

Öffnungszeiten: täglich von 10 – 18 Uhr (außer 24./31.12. und 1.1.).
Eintritt: 4 € / ermäßigt 3 € (inklusive Filmvorführung); Kinder, Jugendliche bis 16 Jahre, Schulklassen sowie Bankteilhaber haben freien Eintritt. Führungen: Sonntag 11 Uhr oder nach vorheriger Anmeldung, Kinder- und Jugendführungen: kostenfrei, Anmeldung erforderlich.

Budapester Straße 35, 10787 Berlin (gegenüber vom Zoo)
Telefon (030) 30 63-17 44, Fax (030) 30 63-15 20
www.berliner-volksbank.de kunstforum@berliner-volksbank.de



Mitgliederversammlung des Fördervereins Dorfkirche Prenzen; Foto: S. Voerster

hausung des gesamten Kirchenschiffes mit Methylbromid begast, einem Mittel, das keine schädlichen Rückstände hinterlässt.

Dann waren zusammen mit den Denkmalpflegern weitere Entscheidungen zu treffen. Auf der Nordseite hatte man im 19. Jahrhundert die ansonsten U-förmige Empore bis zur Altarwand erweitert, um einer damals mit zu betreuenden Nachbargemeinde Platz zu schaffen. Das hatte die ursprüngliche Raumarchitektur zerstört, der Altar rückte aus dem Zentrum der Ostwand. Sollte diese vorgefundene Situation erhalten werden? Man entschied sich, die nachträglich eingebaute Empore zurückzunehmen und so dem Raum seine originale Gestaltung wieder zu geben.

Auf den erhaltenen Emporen wurden unter Farbschichten Bauernmalereien entdeckt. Deren Entstehungszeit ist noch nicht gewiss, entspricht aber kaum der Erbauungszeit der Kirche. Die Malereien wurden unter deckenden Schutzfarben konserviert, so dass sie jederzeit rekonstruierbar sind. Sehr sorgfältig wurde auch die Farbgestaltung der Innenwände untersucht. Wie vielerorts waren die Kirchenräume in den 60er Jahren grau überstrichen oder weiß gekalkt worden. In Prenzen entdeckte man unter den verschiedenen Schichten ein liches Grün, das dem Raum nun wieder sein ursprüngliches Aussehen gibt.

Nach partieller Instandsetzung des Ziegelfußbodens war schließlich die Frage einer Heizung akut: Sie soll extreme Temperaturschwankungen im

Kirchenschiff vermeiden und zur Absenkung der bisher anhaltend hohen Luftfeuchtigkeit führen und sie soll Nutzungen auch in kühleren Jahreszeiten ermöglichen. So entschied man sich für eine raumklimatisch günstige Sockelleistenheizung, die im feuchtigkeitsbedrohten unteren Bereich an den Innenseiten der Umfassungswände entlang läuft und den Raum bei niedrigen Temperaturen auf maximal 12 Grad Celsius erwärmt.

Das Architektur- und Ingenieurbüro Schacher hatte sich neben der ganz praktischen Planung auch darum zu kümmern, Geldquellen zu erschließen und klug einzusetzen. Die Hauptkosten im Zeitraum 1998–2000 betragen ca. 850.000 DM, getragen von Land, Bund, Deutscher Stiftung Denkmalschutz, Landeskirche, Kirchengemeinde (die dafür einen Kredit aufnahm) und Kommune. Sponsoren waren u. a. die Sparkasse, die Firma Wiekor, die die Dachziegel für den Turm spendierte, und viele kleine Spender. Großen Anteil an der Einwerbung von Spenden hatte vor allem der »Förderverein Dorfkirche Prenzen 1611«. Gesamtsumme für die Sanierung: rund eine halbe Million Euro – für eine so kleine Gemeinde ein gewaltiger Kraftakt, die notwendigen Eigenmittel durch Spenden und Eigenleistungen aufzubringen. Wie konnte das geschafft werden?

Als 1998 der Förderverein gegründet wurde, hatten die Initiatoren ein Ziel: generationsübergreifend Menschen für die gute Sache gewinnen, die Verbundenheit mit dem eigenen Dorf stärken, sich gemeinsam für den



Kirchenbesichtigung einer Schulklasse; Foto: S. Voerster |

Erhalt ihrer Kirche als wichtigen Identifikationspunkt einsetzen. Christen und Nichtchristen, Alteingesessene und Zugezogene, Leute aus Nachbarorten und von weiter her fanden sich zusammen und entwickelten tragfähige Ideen.

Gleich in den ersten Monaten nach der Vereinsgründung wurde es sehr lebendig in Prennden. Junge Leute kamen ins Dorf, eingeladen zu einem Jugendworkshop »Kunst und Natur«. Sie gestalteten das Thema mit den unterschiedlichsten künstlerischen Techniken und stellten dann ihre Werke vor. Die erste Ausstellung in der Kirche war eröffnet.

Damit man sich trotz der anstehenden Bauarbeiten in der Kirche weiterhin zu kulturellen Veranstaltungen zusammenfinden konnte, wurde erst einmal der Gemeinderaum im Pfarrhaus in freiwilliger Arbeit renoviert. Hier startete das »Erzählcafé«, das von Anfang an viel Zuspruch fand. Ältere Einwohner berichteten davon, wie es einst in Prennden zugegangen war, und brachten ihre Fotos mit. Der Ortschronist las aus der Chronik. Ein jetzt im Dorf lebender Kapitän spann Seemannsgarn. An alte Bräuche wurde erinnert, was Kinder und Jugendliche gleich zum Ostereier-Bemalen animierte ...

Seitdem gab es in Prennden viele weitere Ausstellungen, Konzerte, Autorenlesungen, Vorträge. Mancher namhafte Künstler und manches aufstrebende Talent waren hier schon zu Gast. Beachtliche Summen für die Restaurierung der Kirche kamen durch die Spenden zusammen. Und so wurde die Sanierung vorankam, so wurde der

Raum auch gleich in Anspruch genommen. Statt unbequemer Kirchenbänke, die durch Feuchtigkeit so beschädigt waren, dass nur wenige gerettet werden konnten, stehen für die Gäste Stühle bereit, die auch einmal im Kreis aufgestellt werden können. Und jeder Stuhl trägt einen Namen: den des jeweiligen Spenders, der das Geld dafür gab. Auch das war ein Projekt des Fördervereins.

Nächstes großes Ziel, für das noch einmal tief in die Tasche gegriffen werden muss, ist die sachgemäße Restaurierung des kostbaren Altars, der nun wieder eindrucksvoller Blickfang in der Mitte der Ostwand ist. Im 18. Jahrhundert hatte man mit wenig Einfühlungsvermögen einen schlichten barocken Kanzelkorb in den Altar eingebaut, wobei leider einige Originalteile verloren gingen. Dieser Stilbruch soll bei der Restaurierung beseitigt werden.

Neue gute Ideen braucht Sabine Voerster jederzeit, um den in der Vereinsatzung festgeschriebenen Leitgedanken »Denkmal – Kunst – Kultur« immer wieder mit Leben zu erfüllen. Und für das Prenderer Jubiläumsjahr waren besondere Höhepunkte vorzubereiten. Die Planungen basieren auf einem Vertrag des Vereins mit der Kirchengemeinde, der für die nächsten zehn Jahre die Nutzung der Kirche auch als Kulturstätte festschreibt. Er garantiert, dass der besondere Charakter des Gotteshauses gewahrt bleibt. Was nicht ausschließt, dass es hier auch manchmal recht fröhlich zugeht. So etwa beim »Nachmittag für Groß und Klein« mit kreativen Angeboten für alle Generationen.

Weit über die Orts- und Kreisgrenzen hinaus bekannt wurde Prennden aber inzwischen durch die Tradition der Kunstausstellungen in der Dorfkirche. Bildende Künstler verschiedener Richtungen – Malerei, Collagen, Textilkunst und Plastik – stellen ihre Werke im Kontext zum sakralen Umfeld aus, und es ist immer wieder ein Erlebnis, die Wandlung des schlichten Raumes wahrzunehmen. Pfarrerin Anette Fahrenholz bezieht die ausgestellten Kunstwerke in die Gottesdienste mit ein. »Kirchenräume als Kunsträume – fügt man nur ein kleines »t« ein, werden aus Kunsträumen Kunstträume, und es tut sich das weite Feld der Phantasie und Kreativität auf, das für die Wahrnehmung von Kunst wie für die Wahrnehmung von Religion so konstitutiv ist«, hatte Präses Manfred Sorg, der Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche der Union, in einem Grußwort gesagt.

Längst haben hier Künstler und Kunstbetrachter ein Podium gefunden, nutzen die Möglichkeiten, während des Ausstellungszeitraums zu Gesprächen und Vorträgen zusammenzukommen. In diesem Jubiläumsjahr wird die Glaskünstlerin Annelie Grund aus der Nachbarschaft ihre Arbeiten zeigen; Eröffnung am 15. Juli, 19 Uhr.

So leisten die heute 67 Mitglieder des Vereins einen bedeutsamen Beitrag für die Förderung des Kunstschaffens in der Region und für den sich entwickelnden Kulturtourismus im Barnim.

Nein, ein »verlassenes Nest« ist Prennden nicht mehr. Auch nicht gottverlassen, wie die restaurierte Kirche auf ihrem Hügel weithin signalisiert. Und käme Fontane noch einmal des Wegs, er hätte in seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« ein paar Korrekturen zu machen. Ein »freudloser Platz«? Dagegen spricht der fröhliche Umgang im und mit dem hoch in Ehren gehaltenen Bau. Ein »verödeter Kirchhof«? Zu den gepflegten Grabstätten gesellten sich in jüngster Zeit im unmittelbaren Umfeld der Kirche neue, liebevoll bepflanzte Grünanlagen, und selbst einen romantischen kleinen Rastplatz für Wanderer wie Fontane hat man am Rande des Pfarrgartens geschaffen.

Überhaupt scheinen die Prenderer dem großen Dichter die harsche Kritik nicht zu verübeln. Das historische Kopfsteinpflaster, über das Fontane einst auf Prennden zu gewandert war, retteten sie beim Neubau der Straße und fügten es Stein um Stein rund um ihre Kirche. Das nennt man Großmut.

Werner Ziems

Vergessene Engel

Barocke Schnitzwerke – hinausgeworfen und wiederentdeckt



Berge (Prignitz); Fotos: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum

»Auf dem Kirchenboden liegt ein schadhafter Taufengel.« Mit dieser nüchternen Feststellung wurde in dem 1909 erschienenen Band der *Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg des Kreises Westprignitz* über den schlechten Erhaltungszustand des Taufengels aus der Dorfkirche in Hülsenbeck berichtet. Die 1717 errichtete barocke Fachwerkkirche steht längst nicht mehr. Sie wurde 1968/69 wegen schwerer Bauschäden abgerissen. Der kleine Taufengel, der schon 1909 seit längerer Zeit außer Gebrauch gewesen

sein muss, wurde vergessen, überdauerte aber die Zeiten bis heute im Nachbarort **Berge**, wenn auch mit zunehmenden Schäden.

»Ein stark beschädigter Taufengel im Turm« der Kirche in **Plänitz** heißt es 1914 in dem Band der *Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Kreis Ruppin*. Hierbei dürfte es sich um den heute noch auf dem Dachboden der 1872 errichteten Kirche im benachbarten Leddin vorhandenen und vergessenen Taufengel handeln. Weitere Einzelteile des Engels, ein Flügelfragment und der rechte Unterschenkel, fanden sich dort im Schutt.

In dem nahe gelegenen **Zernitz** hat sich ein Bruder des letztgenannten Taufengels erhalten, der bereits 1907 in den *Kunstdenkmälern der Pro-*

Werner Ziems ist Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege



Zernitz (Ostprignitz-Ruppin)

vinz Brandenburg Kreis Ostprignitz als auf dem Dachboden der Kirche liegend erwähnt und wieder vergessen wurde.

Unweit davon, in **Holzhausen**, liegt »auf dem Kirchboden ein gut erhaltener Taufengel mit einer Schale in



Plänitz (Ostprignitz-Ruppin)



Holzhausen (Ostprignitz-Ruppin)



Kreblitz (Dahme-Spreewald) |

den Händen, bemalt (war noch bis 1895 im Gebrauch)«, wie die selbe Quelle berichtet. In Gestalt und Machart den Engeln in Plänitz und Zernitz sehr ähnlich, ist auch dieser seit 110 Jahren nicht mehr im Gebrauch, beschädigt und zu Unrecht vergessen.

Von einem weiteren Taufengel wird in dem Band der *Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Kreis Luckau* 1917 in der Dorfkirche in **Kreblitz** berichtet: »Der heutige Taufstein hat anscheinend einen jetzt auf dem Kirchenboden aufbewahrten, in seiner ursprünglichen Bemalung noch erhaltenen, etwas handwerksmäßigen Taufengel im Jahre 1873 verdrängt.« Noch bis zum Jahre 2005 war die Situation in Kreblitz unverändert – 132 Jahre auf dem Dachboden der Kirche »vergessen«.

Die Zeit scheint für diese ehemaligen Taufengel stehen geblieben zu sein. Einst hoch geschätzt, unter erheblichem Kostenaufwand zur Ehre Gottes und der Verkündigung des Evangeliums in den Dienst der Kirchengemeinde gestellt, waren sie nach Jahrzehnten treuen Dienstes physisch und moralisch verschlissen, wurden in entlegenen Winkeln der Kirchen abgelegt und gerieten alsbald in Vergessenheit. Dass sie dort immer noch zu finden sind, grenzt oft an ein Wunder. Aber der Zahn der Zeit nagt unaufhörlich an der desolaten Substanz, und ihr Schicksal hängt an dem buchstäblichen seidenen Faden, der in jedem Moment zu reißen droht. Ein Schicksal, das diese Taufengel mit einer ganzen Reihe von meist stark beschädigten oder nur in Fragmenten erhalten Leidensgenossen teilen. Viele andere

der während der damaligen Erfassung durch Denkmalpfleger im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts erwähnten Taufengel sind leider nicht mehr aufzufinden. Sie

sind inzwischen den widrigen Umständen, die sich aus dem schlechten Erhaltungszustand und veränderten Auffassungen von Geschmack und Nutzung ergaben, zum Opfer gefallen. Auch ein Beleg dafür wird in dem Band der *Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg Kreis Cottbus* 1938 für den ehemaligen Taufengel aus Groß Köllzig angeführt: Er »[...] wurde 1934 als zu wurmstichig verbrannt.«

Bei den intensiven Nachforschungen, die in den vergangenen Jahren durch das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum im Rahmen einer systematischen Erfassung des Bestandes an Taufengeln im Land Brandenburg durchgeführt wurden, kamen weitere bisher unbeachtete und zum Teil unbekannte, in keinen Kunstführern erwähnte Taufengel zum Vorschein, die dringend unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die Untersuchungsergebnisse dieser Bestandserfassung werden als Arbeitsheft 14 des Brandenburgischen

Anzeige



»Tausend Jahre Taufen in Mitteldeutschland«

Ausstellung 20. August – 5. November 2006 Dom zu Magdeburg

Eine Ausstellung der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und des Kirchenkreises Magdeburg

Gezeigt werden u. a. steinerne, bronzene, hölzerne Taufen, kostbare silberne Taufschalen und -kannen, Urkunden, Taufkleidung und Taufengel aus allen Regionen unserer Landeskirche.

Die Taufe und ihre Ausschmückung in Kunst und Geistesleben war nie zuvor Gegenstand einer so umfassenden Präsentation. Begleitet wird die Ausstellung von einer intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Taufsakrament.

Dem Ausstellungsbeirat gehören ausgewiesene Fachleute aus dem gesamten Bundesgebiet an.

Kontakt und Information:

Ausstellungsbüro • Leibnizstr. 50 • 39104 Magdeburg

Tel.: 0391- 5346-569/-570 • Fax: 0391- 5346-555

e-mail: taufausstellung@ekmd.de • www.taufausstellung.de

Mit freundlicher Unterstützung:



Medienpartner:



Landesamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums in diesem Jahr publiziert. Zum ersten Mal wird der gesamte Bestand der heute noch erhaltenen Taufengel in Brandenburg in einem alphabetisch geordneten Katalogteil beschrieben und abgebildet. Dem Katalogteil vorgestellt ist ein Berichtsteil, der verschiedene Aufsätze zum Thema Taufengel, insbesondere zum erhaltenen Bestand, zu Forschungsergebnissen über Werkstattbezüge und Beiträge zur Problematik der Erhaltung von Taufengeln enthält. Ergänzt wird diese Publikation durch Beiträge über Taufengel in den nördlich und östlich angrenzenden Regionen, zu brandenburgischen Bildhauerwerkstätten und durch den Bericht über die Restaurierung eines Taufengels als Beispiel für konservatorische und restauratorische Problemstellungen.

Einige der besonders hilfsbedürftigen Exemplare sollen hier exemplarisch vorgestellt werden.

Woltersdorf

Kreis Potsdam-Mittelmark

In beschädigtem und stark verschmutztem Zustand wurde der Taufengel auf dem Dachboden der 1827



Woltersdorf (Potsdam-Mittelmark) |



Laaslich (Prignitz) |

errichteten Kirche in Woltersdorf gefunden, wo er vermutlich schon seit längerer Zeit lagerte. Über seine ursprüngliche Herkunft gibt es keine genaue Kenntnis. In der rechten Hand trug der Engel vermutlich die Taufschale, die nach oben gestreckte linke dürfte ein Spruchband oder einen Palmenzweig gehalten haben. Von der originalen Leimfarbenbemalung haben sich nur Reste erhalten.

Laaslich

Kreis Prignitz

Von der Figur ist nur noch der Rumpf erhalten. Durch den Verlust beider Arme ist nicht mehr festzustellen, wie er einst die Taufschale hielt. Die originale Bemalung ist fast gänzlich verloren, die wenigen erhaltenen Reste sind gelockert, lassen aber noch die ursprüngliche Farbigkeit erkennen.

Schilde

Kreis Prignitz

Die Herkunft des Taufengels ist nicht gesichert. Seine Entstehung könnte im Zusammenhang mit der Errichtung des 1709 entstandenen Altars erfolgt sein. Die Stellung der Arme lässt das Halten eines Kranzes zur Aufnahme der Taufschale vermuten. Trotz der starken Verschmutzung und zahlreicher Fehlstellen lässt sich die originale Bemalung erkennen. Durch die ungünstige Lagerung und Schädlingsbefall sind zahlreiche Verluste und Schäden am Holz und der Bemalung festzustellen: Es fehlen beide Flügel, der Kranz



Schilde (Prignitz) |

und Teile der Hände, Füße und des Gewandes. Die Farbfassung ist gelockert.

Laubst

Kreis Spree-Neisse

Ursprünglich hing der Taufengel in der Mitte der Kirche an einem dort jetzt noch vorhandenen Gestänge. Die daran befestigte filigrane Wappenkartusche trägt die Jahreszahl der Stiftung »1752«. Auf dem Dachboden hat sich die Hängevorrichtung mit Rollen und dem mit Steinen beschwerten Holzkasten erhalten. Die Haltung der Hände lässt vermuten, dass dieser Engel möglicherweise einen Metallring zur Aufnahme der Taufschale hielt. Ein Spruchband mit der Aufschrift: »Wer da glaubet und getauft wird selig werden Marc.16.16« war unterhalb der Brust mit Holznägeln am Korpus befestigt. Auffällige Schäden sind, neben dem Verlust von Zehen und Fin-



Laubst (Spree-Neiße) |

gern, die geöffneten Leimfugen und die abgebrochenen Flügel. Die Fassung ist gelockert und die gesamte Oberfläche verschmutzt.

Obwohl die genannten Beispiele durch teilweise extreme Schäden gezeichnet sind, ist ihr Zustand doch nicht hoffnungslos. Sie zu erhalten und in einen angemessenen und gesicherten Zustand zu versetzen, sollte uns Verpflichtung sein. Denn trotz der Schäden haben sich die vernachlässigten und lange Zeit vergessenen Taufengel etwas bewahrt, was den Betrachter auch heute noch emotional bewegt. Mitunter scheinen diese gerade durch die Spuren der Zeit einen neuen Ausdruckswert hinzu bekommen zu haben, der mit dem teilweise harten Einzelschicksal des jeweiligen Engels verbunden ist. Ganz besonders bei diesen fragmentarischen Figuren kommt es darauf an, ihre originale Substanz zu bewahren und ihnen durch behutsame erhaltende Maßnahmen ein würdiges Äußeres zu verschaffen, um sie wieder im Kirchenraum präsentieren zu können. Auch fragmentarisch erhaltene Taufengel, die ihre Flügel verloren haben und die vielleicht auch keine Hände mehr haben, um eine Taufschale zu halten, können einen würdigen Platz in der Kirche finden. Gerade diese Engel sind bis jetzt von entstellenden Erneuerungen durch dilettantische Anstriche verschont geblieben und haben so ihre Authentizität mit den Resten der originalen Farbfassung bewahrt. Fachgerechte Restaurierungen müssen nicht zwangsläufig zu einer neuen Farbfassung und neuen Blattvergoldungen führen. Oft ist weniger mehr und die erhaltende Konservierung einer erneuernden Restaurierung vorzuziehen.

Für zwei der brandenburgischen »Sorgenkinder«, die Taufengel aus Buckau und Wenzlow, haben sich »Retter in der Not« gefunden. Sie können anlässlich der im Sommer dieses Jahres in Magdeburg stattfindenden Ausstellung »Tausend Jahre Taufen in Mitteldeutschland« durch private Spenden fachgerecht restauriert und während der Ausstellung im Dom zu Magdeburg besichtigt werden.

Buckau

Kreis Potsdam-Mittelmark

Der qualitätvolle Taufengel wurde, lange Zeit unbeachtet und vergessen, unter Schuttbergen wiederentdeckt. Ursprünglich trug er in seiner rechten Hand die Taufschale, die nach oben gestreckte linke könnte ein Spruchband oder einen Palmenzweig gehalten haben. Die Verleimungen der aus vielen Einzelteilen zusammengefügt Figuren haben sich teilweise gelöst und



Buckau (Potsdam-Mittelmark) |

fürten zum Verlust von Flügeln, Armen, Füßen, Fingern und Teilen des Gewandes. Ein breit klaffender Trocknungsrisse durchzieht die gesamte Skulptur an der Vorderseite. Die Bemalung der Figur ist nahezu vollstän-

dig verloren, nur an wenigen Partikeln lässt sich die ehemals rote Farbigkeit des Untergewandes nachweisen.

Wenzlow

Kreis Potsdam-Mittelmark

Der Taufengel hat seinen Platz noch in der Mitte des Kirchenschiffs vor der Orgelempore, dort ist er an dem mit bronzierten Kugeln besetzten originalen Gestänge befestigt. In der linken Hand hält er ein blaues Spruchband mit der Aufschrift: »Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Freude des Lebens sein«. Mit der rechten Hand reicht er die Muschelschale. Eine Besonderheit ist die auf dem Muschelrand sitzende Taube, die ihren Schnabel in das Taufwasser zu tauchen scheint. Von den großen bronzierten Flügeln ist am linken ein Teil abgebrochen und lagert auf der Empore. Unter der sichtbaren Bemalung befinden sich noch Reste von zwei früheren Bemalungen. Die Malschicht ist stellenweise gelockert und auffällig stark mit Vogelkot verschmutzt.

Es bleibt zu hoffen, dass diesen »Vergessenen« auch danach in ihren angestammten Kirchen wieder die Aufmerksamkeit zuteil wird, die ihren möglichst langen Fortbestand sichert.

Wenzlow (Potsdam-Mittelmark) |



Helfen Sie mit bei der Sicherung des Taufengels von Kreblitz!

Der Kirchturm von Kreblitz zieht den Blick des Betrachters unwillkürlich in die luftige Höhe. Auf dem schmucklosen Feldsteinbau hebt sich das Glockengeschoss mit dem gotischen Zierat von Ziegelblenden auffällig ab – die Herausforderung, Feldstein und Backstein miteinander zu verbinden, ist den Baumeistern großartig gelungen. Darüber schwebt auf der Turmspitze stolz und erhaben, wie ein Zeichen vergangener Größe, der kaiserliche Adler und erinnert an die längst vergangene große Zeit der Niederlausitz. Aus jener Blütezeit ist wenig genug erhalten geblieben: Zerstörungen durch Kriege, plündernde Soldaten (die auch vor einem Gotteshaus nicht Halt machten), wirtschaftlicher Niedergang, aber auch Misswirtschaft einzelner Rittergutsbesitzer haben dazu beigetragen, dass Ausstattungsstücke aus der Frühzeit unserer im 14. Jahrhundert errichteten Kirche nicht mehr vorhanden sind.

Als sich das Land einige Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder erholt hatte, kam der barocke Kanzelaltar in die Kirche. Bekrönt von einem Pelikan, der das Opfer, das Christus für uns brachte, symbolisieren soll, bringt uns seine schöne Schnitzarbeit das Hoffen der Menschen in jener Zeit nahe. Das gepredigte Wort Gottes, eingefasst vom Leben: Blumen, Blüten, Ranken spiegeln sich hier wider. Der Gläubige soll in bildhafter Sprache immer wieder an die Schöpfung erinnert werden. Durch den Kanzelkorb in der Mitte verschmelzen Wort und Geschehen zu einer Einheit. Zum Gestühl in der Kirche will er allerdings nicht so recht passen ...

Nach dem Kanzelaltar kam nichts nennenswertes mehr zur Kirchenausstattung hinzu. Das Gut wechselte mehrfach den Besitzer, Traditionsketten wurden unterbrochen, Beziehungslosigkeit der Gutsherrschaft zum Gotteshaus kam auf: Wer sich bis dahin seiner Kirche besonders verpflichtet gefühlt hatte, war eines Tages nicht mehr vor Ort.



Beschädigter Taufengel aus der Dorfkirche in Kreblitz (Dahme-Spreewald)

Am Beispiel des Taufengels, der ehemals seinen Platz in der Kirche hatte, möge dies deutlich werden. Irgendwann im 19. Jahrhundert war man seiner überdrüssig oder der Strick war morsch geworden; jedenfalls verschwand er auf dem Boden der Kirche. Er verdankt seine Wiederentdeckung erst dem Erscheinen des Bandes »Kunstdenkmäler des Kreises Luckau« 1917. Restauriert werden konnte er jedoch bis heute nicht.

Die liturgische Bedeutung war und ist durch Aufklärung und Rationalismus fast gänzlich verloren gegangen. Erst in der Gegenwart erscheint die Funktion und Rolle der Engel wieder neu. Die himmlischen Boten findet nun jeder schick, weisen sie doch aus dem Alltäglichen hinaus in einen Bereich, der sich unserer Machbarkeit völlig entzieht. Und wer lebt schon gerne ohne »Schutzengel«?

Das Geschenk der Taufe, in der Reformation neu bedacht, ließ sich nur durch einen himmlischen Boten bildlich darstellen. Und heute ...? Wenn auch die künstlerische Qualität in den »Kunstdenkmälern« nur als »handwerklich« bezeichnet wird, so soll er uns doch irgendwann wieder in der Kirche an das Geschenk Gottes und an den Taufbefehl Jesu erinnern.

In dem kurzen Beitrag beschreibt der zuständige Gemeindepfarrer Hans-Joachim Walzer die Dorfkirche in Kreblitz und ihre Ausstattung. Er gibt seiner Hoffnung Ausdruck, dass der Taufengel »irgendwann« wieder in den Kirchenraum zurückkehrt. Gegenwärtig befindet sich der Engel in der Restaurierungswerkstatt des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege in Wünsdorf. Allein seine Sicherung und Konservierung werden etwas 2000 Euro kosten.

Der Förderkreis Alte Kirchen möchte dazu beitragen, den Kreblitzer Engel bald wieder an seinen angestammten, doch vor langer Zeit verlassenem, Platz zurück zu bringen.

Tragen auch Sie mit Ihrer Spende zur Rettung eines Engels bei!

Spendenkonto

Förderkreis Alte Kirchen

Kto.-Nr. 5199 767 005

BLZ 100 900 00

bei der Berliner Volksbank

Kennwort: Taufengel Kreblitz

Für Spendenbescheinigungen bitte Namen und Anschrift angeben



Porphyrtaufstein, 1./2. Jh. n. Chr.,
Dom zu Magdeburg;
Fotos: Inventarisierung KPS

Die Geschichte und Gegenwart der Taufe in Mitteldeutschland steht im Zentrum einer Ausstellung, die von der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen gemeinsam mit dem Kirchenkreis Magdeburg vom 20. August bis zum 5. November 2006 im Dom zu Magdeburg präsentiert wird. Die Ausstellung dokumentiert die historische, künstlerische, kunstgeschichtliche und theologische Bedeutung der Taufe im mitteldeutschen Raum. Parallel zur großen Mittelalterschau der Europaratsausstellung »Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation« (28. August bis 10. Dezember 2006 im Kulturhistorischen Museum Magdeburg) – ihr neuzeitlicher Teil wird zeitgleich im Deutschen Historischen Museum in Berlin gezeigt – werden im Magdeburger Dom beeindruckende Zeugnisse der mehr als tausendjährigen Taufgeschichte aus allen Regionen der Kirchenprovinz Sachsen vorgestellt, einzigartig in Schrift, Bild, Gestalt und Material. Dazu wird in fünf gestaltete Bereiche des Domes eingeladen, in denen die unterschiedlichen Taufgeräte und das kulturgeschichtlich interessante »Zubehör« präsentiert werden: steinerne und bronzene Taufbecken, kostbare silberne Tauf-

schalen und -kannen, Urkunden, Patengeschenke, Taufkleidung und – barocke Taufengel. Die Taufengel, jene eigenwillig anmutenden, hauptsächlich in mittel- und norddeutschen lutherischen Dorfkirchen verbreiteten Taufgeräte, sind in der öffentlichen Wahrnehmung schon heute die prominentesten Ausstellungsstücke. Ihre Bekanntheit verdanken sie vor allem der viel beachteten Initiative »Paten für Engel«. Unter der Schirmherrschaft von Bischof Axel Noack und mit Hilfe namhafter Persönlichkeiten des öf-

engeln finanziert werden konnte. Patenschaften für Taufengel wurden hierbei u. a. von Privatpersonen, Schulklassen, Versicherungen und Banken übernommen. Wichtige Öffentlichkeitsarbeit leisteten überdies die beiden großen Tageszeitungen Sachsen-Anhalts, die »Mitteldeutsche Zeitung« und die »Volksstimme« sowie die evangelische Wochenzeitung »Die Kirche«.

Was diese Ausstellung von einer musealen Präsentation unterscheidet, liegt in der Herkunft der ausgestellten Stücke begründet. Sie stammen fast ausnahmslos aus dem Gebrauch evangelischer Gemeinden. Ein wichtiges Anliegen der Kirchlichen Stiftung Kunst- und Kulturgut der Kirchenprovinz Sachsen ist es, auf die bedeutenden Kunstschätze in den Kirchen Mitteldeutschlands hinzuweisen, die Gemeinden bei der Pflege und Erhaltung ihres Kunstgutes zu unterstützen und die Öffentlichkeit auf die gemeinschaftliche Verpflichtung zur Bewahrung des kulturellen Erbes nachdrücklich hinzuweisen. Die Stiftung trägt in Vorbereitung auf die Taufausstellung die strukturelle Hauptlast bei der Abwicklung sämtlicher Restaurierungsvorgänge. Neben den mannigfachen Schäden an den Taufengeln werden solche auch an steinernen, hölzernen und bronzernen Taufen behoben.

Eine besondere Attraktion bietet sicher auch die Präsentation der Ergebnisse eines von der Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt europaweit ausgerufenen Wettbewerbs zur Schaffung eines modernen Taufengels. Der Siegerbeitrag wird im Anschluss an die Ausstellung als Taufengel in der St. Nikolaikirche zu Wetzlin (Saalkreis) zu finden sein.

Der Ausstellungskatalog wird anschaulich die Geschichte der einzelnen Stücke »erzählen«. Daneben wird er



Taufkanne, 17. Jahrhundert, Dom zu Merseburg

fentlichen Lebens Mitteldeutschlands, z. B. Kultusminister Jan-Hendrik Olbertz, Schauspieler Peter Sodann und Liedermacher Gerhard Schöne wurden »Paten für Engel« gesucht – und gefunden. Es mutet wie ein Wunder an, dass in nicht einmal zwei Jahren die Restaurierung von fast zwanzig Tauf-

Entdecken Sie mit uns Brandenburg neu!

i Kulturland Brandenburg e.V.

Schlossstraße 12, 14467 Potsdam

☎ (0331) 581 60 ✉ info@kulturland-brandenburg.de

► www.kulturland-brandenburg.de



SCHINKEL

Künstler. Preuße. Brandenburger.

Zentrale Ausstellung im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Kooperation mit dem Berliner Kupferstichkabinett, dem Staatstheater Cottbus und der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg

Kutschstall Am Neuen Markt, 14467 Potsdam

19. Mai bis 9. Oktober 2006

i ☎ (0331) 620 85 50 ► www.hbpg.de



Haus der
Brandenburgisch
Preußischen
Geschichte

Anzeige



Taufengel von 1698; St. Godoberti Bebertal
(Kirchenkreis Haldensleben-Wolmirstedt)

das Thema »Taufe« in seiner historischen und gegenwärtigen Relevanz aufgreifen. Theologische, kunsthistorische, sozial- wie kulturgeschichtliche Betrachtungsebenen sind dabei nicht streng voneinander zu trennen. Die Christianisierung Mitteldeutschlands erfordert beispielsweise auch eine kritische Auseinandersetzung mit der damaligen Praxis der Zwangstaufe. Die kirchliche Tauflehre ist tief in die christliche Symbolik und Ikonografie eingegangen; der gewachsene Ort der Taufe findet Niederschlag in der gottesdienstlichen Nutzung der Taufgeräte; traditionelles Brauchtum, das verwendete Liedgut und die überkommenen Gebetstexte stehen mitunter in einem spannungsvollen Verhältnis zum vielfach gewandelten Taufverständnis heute. Die Ausstellung bringt dies alles in ein Gespräch und wird dabei zugleich das Auge erfreuen.

Flankiert wird die Ausstellung von einem vielfältigen Programm aus Vorträgen, Gottesdiensten und Andachten, einem Tauffest, Konzerten und selbstverständlich Führungen für alle Altersgruppen.

Die Ausstellung lieferte den Anlass, auf dem Gebiet der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland das Jahr 2006 als »Jahr der Taufe« auszurufen. Alle Gemeinden sind darin in vielfältiger Weise aufgefordert, sich über die Bedeutung des Taufsakramentes zu verständigen und über erneuernde Impulse im Gemeindeleben nachzudenken. Kommen Sie und schauen Sie sich diese einzigartige Ausstellung an!

Weitere Informationen unter
www.taufausstellung.de

Wolf Bergelt

Eine kleine große Kostbarkeit

Die Orgel von Vielitz im Ruppiner Land



Ernst Marx-Orgel in Vielitz; Foto: W. Bergelt |

Wolf Bergelt, Organist und Orgelhistoriker, ist Begründer der systematischen Orgelforschung im Land Brandenburg und Autor zahlreicher Publikationen.

Ben klingenden Kostbarkeiten im ganzen Land Brandenburg gehört: die Orgel in Vielitz, deren Urheber – Ernst Marx – in Vergessenheit geraten war und 1980 vom Verfasser identifiziert werden konnte.

Ernst Julius Marx ist neben Peter Migendt und Gottlieb Scholtze der jüngste unter den drei großen märkischen Vermächtnisträgern Joachim Wagners. Selbst schon als Sohn eines Orgelbauers geboren, war ihm seine spätere Profession von Kindesbeinen an vertraut. Ihm allein war es vergönnt, das unmittelbare geistige Erbe Wagners außerordentlich produktiv bis an den Rand des Jahrhunderts zu tragen. Zunächst gemeinsam mit Migendt (1753/55) in Berlins Königlichem Schloß mit der Aufstellung des berühmten Instrumentes für Anna Amalia von Preußen beschäftigt, sehen wir ihn schon bald im ganzen märkischen Land, in Hinterpommern, später zunehmend auch in Stettin, Stralsund, Rostock, Frankfurt/Oder, Havelberg, immer wieder in Berlin und zuletzt (1799) in Cottbus am Werk.

Weitgehend erhaltene Zeugnisse von Ernst Marx sind so selten geworden, dass jedes unsere ganze Zuwendung verdient. Das bestrestaurierte dürfte gegenwärtig wohl das im ruppinischen Dorf Brunne sein. Aber das mit Abstand kompletteste ist uns in Vielitz geblieben. Abgesehen von den Prospekt- und wenigen Innenpfeifen, befindet sich fast das gesamte Instrument im substantiellen Originalzustand, so dass es lediglich ergänzender Maßnahmen und technisch-klanglicher Regulierungsarbeiten bedarf, um die vollständige Authentizität des kleinen, pedallosen Werkes zurückzugewinnen. Hoffen wir, dass es recht bald geschieht und das Ruppiner Land damit um einen einzigartigen Orgelkulturstandort reicher wird!

Die brandenburgische Kirchenlandschaft besteht aus recht verschiedenen Regionen, deren jede ihr eigenes landschaftlich-kulturelles Gepräge hat und somit auch gesondert betrachtet werden kann. Zu den reizvollsten unter ihnen gehört zweifellos das Ruppiner Land, das nicht nur wegen seiner ausgedehnten Wälder, Seenketten und sehenswerten Kulturbauten, sondern auch als – lange Zeit zu wenig beachtete – Orgelregion eine Reise verdient.

Die Anfänge ihrer Geschichte gehen – wie überall – auf klösterliche Niederlassungen (Kyritz, Gransee, Zehdenick, Lindow, Himmelpfort) und die ältesten Stadtkirchen zurück, unter denen hier beispielhaft nur die Neuruppiner Marienkirche genannt werden soll, die bereits 1430 mit einer Orgel ausgestattet war. 1551/52 erhielt sie ein Instrument des berühmten Jacob Scherer aus Hamburg, 1741 ein dreimanualiges Werk des märkischen Orgelbaunestors Joachim Wagner, 1804/06 im Zuge des Kirchenneubaus eine Orgel des Berliner Meisters Johann Simon Buchholz und 1898 eine der ganz wenigen (nicht mehr erhal-

tenen) dreimanualigen Schöpfungen des Neuruppiner Orgelbauers Albert Hollenbach. Dessen besondere Bedeutung ist erst in den letzten zwei Jahrzehnten erschlossen und im vergangenen Jahr erstmals durch die Autoren Elli und Siegfried Schwanz umfassend in Form einer Monographie gewürdigt worden (Albert Hollenbach – Orgelbauer, ISBN 3-937378-05-7).

Heute ist der Landstrich größtenteils von kleineren Instrumenten Albert Hollenbachs und des bedeutenden Wittstocker Meisters Friedrich Hermann Lütkemüller geprägt, der zu Hollenbachs Lehrern gehörte. Die bauliche Solidität und schlichte klangliche Schönheit dieser Orgeln geht in jeder Beziehung fast immer eine ideale Symbiose mit den umgebenden Räumen ein, die – dank der Initiative engagierter Persönlichkeiten – die Kulturwelt hoffentlich immer wieder und noch lange erfreuen wird.

Hier allerdings soll das Augenmerk auf eine Einzelercheinung gelenkt werden, die zu den ausgesprochenen Seltenheiten und deshalb – trotz seiner Niedlichkeit – zu den gro-

Klaus Arlt

Ruhet in Frieden

Ländliche Kirchhöfe und Begräbnisstätten in Brandenburg



Lindenberg (Oder-Spree), Kirchhofstor mit Glockenstuhl; Foto: K. Arlt

Der Weg in die Kirche zum Gottesdienst führte vorbei an den Gräbern der ehemaligen Gemeindeglieder auf dem Kirchhof – Gebet, Gemeindegesang und Orgelspiel hallten über die stillen Ruhestätten und vereinten die Gemeinde der Lebenden mit der Gemeinde der Verschiedenen. So ist das auch heute noch auf vielen Dörfern, wenn auch der religiöse Hintergrund der »geweihten Erde« nicht mehr bestimmend ist. Mit der Reformation »starb« der Kirchhof im kultischen Sinne. Als geweihter Raum hatte er früher ähnliche Funktionen wie die Kirche. Er bot Asyl, war Ort für gottesdienstliche Handlungen, auch geistliche Spiele. Die Reformation verneinte die Notwendigkeit, für das Seelenheil der Verstorbenen sorgen zu müssen und der noch im Läuterungsprozess, also im Fegefeuer, befindlichen Seele zu helfen. Nach Martin Luther wird der Mensch allein gerecht durch seinen Glauben. Bestattung und Kirchhof wurden dadurch zu sekundären Dingen. Die radikaleren Calvinisten lehnten auch Bestattungsriten und Denkmäler ab.

Bestattet wird heute meist auf den Friedhöfen am Rande des Dorfes. Oft sind dadurch die Kirchhöfe zur Wiese geworden, manchmal erinnert noch ein hinfalliger Grabstein an den eigentlichen Zweck. Gesetzlich verankert wurde die Forderung nach Anlage von Feldbegräbnissen im »Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staa-

ten« von 1794, ähnliche Bestimmungen enthielt das »Kurfürstlich-sächsische Mandat« von 1792, das zunächst für die erst 1815 von Sachsen an Brandenburg-Preußen gekommenen Gebiete der Niederlausitz galt. Die Bestim-



Gramzow (Uckermark), Grabmal für Nachkommen der Hugenotten-Familie Beccu auf dem Kirchhof; Foto: K. Arlt

Dr. Klaus Arlt ist Mitglied im Fachbeirat der Stiftung Historische Kirchhöfe und Friedhöfe Berlin-Brandenburg

mungen wurden in der Praxis beider Länder jedoch ziemlich weitherzig gehandhabt.

Die »Königliche Churmärkische Regierung« unterstützte die Forderung nach der Verlagerung der Begräbnisplätze aus den Ortschaften heraus durch Gestaltungsvorschriften, die sie in ihrem Amtsblatt Nr. 9 von 1811 unter dem Titel »Ueber die zweckmäßigste Anlage und Verschönerung der Dorfkirchhöfe und Begräbnisplätze« veröffentlichte. Hier wird die Anlage der Kirchhöfe auf einem Platz »wenigstens 500 Schritte vom Orte entfernt, und vorzüglich abwärts der herrschenden Winde« empfohlen. Das Gelände sollte durch ein rechtwinkliges oder diagonales Wegekreuz in vier Quartiere geteilt werden. Im Schnittpunkt der Wege sollte ein runder Platz für die Versammlung der Trauergemeinde freigehalten werden. Außerdem sollte ein Weg das Gelände umziehen. Zwischen diesem Gang und der Friedhofsmauer sollten Pyramidenpappeln oder Tränenbirken gepflanzt werden, unter denen die Grabmale aufgestellt werden konnten. Konnte sich eine Gemeinde keine Mauer leisten, empfahl die Regierung zum Schutz gegen das Vieh lebende Zäune aus Weißdorn oder Schlehen. Die vier Grabfelder sollten mit Bäumen, wie Pyramidenpappeln, Linden, Ulmen, Hängebirken oder Obstbäumen umpflanzt werden, zwischen denen »schön blühende und wohlriechende Sträucher, als Jasmin, Geisblatt, spanischen Flieder, Accazien, Berberizen u.s.w.« gesetzt werden sollten, die u. a. die »aufsteigenden mephitischen Dünste zersetzen und niederschlagen« sollten. Die Grabfelder sollten mit einer dichten Rasendecke bedeckt werden, als Grabpflanzungen wurden nur Rosen oder andere leicht versetzbare Pflanzen zugelassen. Die Empfehlungen der kurmärkischen Regie-



*Wustrau (Ostprignitz-Ruppin), Grabstätte des Landrats
Friedrich Christian Ludwig Emil von Zieten (1765–1854) unter der Friedhofslinde;
Foto: K. Arlt*

dige Behörde ein Verbot der Veräußerungen von Grabsteinen, die durch Inschriften urkundlichen Wert haben oder künstlerisch bedeutend sind. Dabei wurde aber noch nicht auf die Ortsbindung der Denkmale Wert gelegt, sondern der Schutz unter musealen Aspekten betrieben.

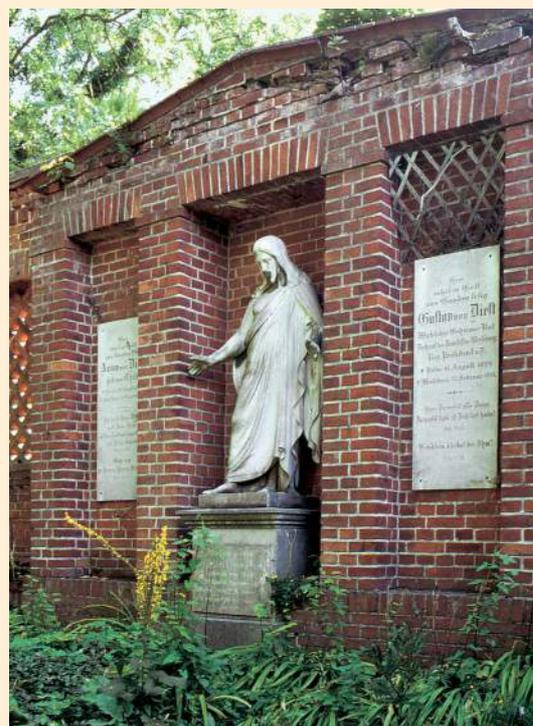
Der aufmerksame Wanderer durch die Mark darf nicht vergessen, dass das heutige Land Brandenburg kein homogener Kulturraum ist, sondern wenigstens aus zwei Teilen besteht, deren südlicher als ehemals bis 1815 kursächsisches Gebiet etwas anders geprägt ist als der nördliche Teil, die alte Kurmark, wenn man die Zeugnisse des 18. Jahrhunderts betrachtet und untersucht. Das 19. Jahrhundert hat aber in beiden Räumen nivellierend gewirkt, nicht zuletzt durch die oft industriell geprägte Friedhofskultur, zu der auch die Vervielfältigung von Kunstwerken durch Keramik, Bronze- und Zinkguss oder Galvanoplastik gehört. Immerhin haben das 19. und beginnende 20. Jahrhundert eine große Zahl bemerkenswerter Grabmale und Grabanlagen hervorgebracht. Gutgemeinte Reformbewegungen und immer enger werdende, nivellierende Reglementierungen bis hin zur Friedhofsordnung von 1937 haben das Denkmalspektrum mittelmäßiger werden lassen. Dagegen hat die gärtnerisch geprägte Gesamtanlage meist gewonnen. Insofern ist auch der bran-

nung lassen deutlich das Vorbild des 1787 eröffneten Dessauer Friedhofs – damals ein maßstabsetzendes Beispiel für die Gestaltung von Begräbnisplätzen – erkennen.

Die Sorgen der Behörden waren berechtigt. Die Berichte der örtlichen Beamten oder Geistlichen, die durch die Regierung veranlasst wurden, zeigten, dass die Kirchhöfe allgemein in schlechtem Zustand waren. Der Landrat Friedrich von Zieten (1765–1854) berichtete aus dem Ruppiner Kreis: »Alles Ansehen und Würde fehlt, und nicht einmal ein Gang bleibt übrig, um nach der Kirche zu gelangen, auch da wird begraben.« Die Betreiber der Friedhöfe dieser Zeit folgten noch keinen gartenästhetischen und architektonischen Gestaltungsprinzipien. Die Friedhöfe waren reine Zweckanlagen ohne Binnenstruktur, also ohne Wegesysteme. Dazu achtete der Kantor darauf, dass sein Gewohnheitsrecht, Obst, Gemüse oder Kartoffeln auf den freien Stellen anzubauen und das Gras als Futter zu nutzen, nicht geschmä-

lert wurde. Während des 19. Jahrhunderts zogen sich die Bemühungen der Behörden um die Durchsetzung der Reihenbelegung und die Verlagerung der Friedhöfe vor die Wohnorte über mehrere Jahrzehnte hin. Noch 1861 klagte der Pfarrer des Dorfes Drewitz bei Potsdam, dass die Dorfbewohner ihre Gräber willkürlich anlegen und die Anordnung zur Anlage von Reihengräbern nicht beachten.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts setzen auch die ersten Anfänge einer Denkmalpflege auf Friedhöfen ein. Schon 1815 beklagte Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) die Verluste an Grabdenkmalen. 40 Jahre später erließ das Preussische Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten als zustän-



*Radensleben (Ostprignitz-Ruppin), Camposanto
der Familie von Quast*



Kunersdorf (Märkisch Oderland), Grabanlage der Familien von Lestwitz und von Itzenplitz; Foto: K. Arlt

denburgische Weg vom Kirchhof zum Friedhof ein allgemein deutscher gewesen. Örtliche und regionale Spezifika im gegenwärtigen Friedhofsbild, wie Grabsteingestaltung und Pflanzenverwendung, hängen meist von den lokal agierenden Steinmetzunternehmen und Friedhofsgärtnern ab, ebenso haben sich auch manche Eigenheiten in der privaten Pflege in Abhängigkeit von der Toleranz der jeweiligen Friedhofsverwaltungen entwickelt.

Noch im 18. Jahrhundert war eine bestimmte Gruppe von Menschen vom »ehrlichen Begräbnis« auf einem christlichen Friedhof ausgeschlossen: die Selbstmörder. Sie mussten außerhalb der Kirchhofsmauern bestattet werden. Auch über das gesamte 19. Jahrhundert gab es, von der konservativ denkenden Bevölkerung gestützt, starke kirchliche Vorbehalte gegen die Bestattung von Selbstmördern in einer Reihe mit regulär Verstorbenen. Die staatlichen, der Forstverwaltung gehörenden Friedhöfe waren offen für diese Toten, die häufig auch in den Wäldern gefunden wurden.

Kaum ein Kirchhof oder Friedhof zeigt noch das historische Bild früherer Jahrhunderte. Erhalten blieben nur die einstmals teuren und daher dauerhafteren Erbbegräbnisse der wirtschaftlich Stärksten der jeweiligen Gemeinden (Adel, Bauern, Gewerbetreibende). Die Holzkreuze und Grabhügel der wenig Begüterten sind vergangen und Neubelegungen gewichen. Kein sogenannter historischer Friedhof zeigt mehr die vielen Kindergräber, denn nach den Nachweisen der Kirchenbücher war die Hälfte der Be-

statteten noch nicht zwölf Jahre alt. Die Geschichte der vergangenen 50 Jahre hat allerdings eine Besonderheit geschaffen: Die politisch erzwungene Abwanderung der Adelsfamilien und vieler Bauernfamilien nach Westdeutschland oder ihre wirtschaftliche Ruinierung haben sehr viele gestalterisch und traditionell interessante Begräbnisstätten verfallen lassen – eine Situation, die auch nach 1990 nur in Maßen auf die alten Zustände zurückgeführt werden konnte.

Der Geschichtsbewältigung durch Zerstörung – ein Merkmal aller totalitären politischen Systeme – konnte nur bei Grabanlagen Einhalt geboten werden, die denkmalpflegerisch unantastbar waren, wie die Grabanlage der Familien v. Lestwitz und v. Itzenplitz in Kunersdorf bei Wriezen. In einer

dorischen Säulenkolonnade, vermutlich von Carl Gotthard Langhans, stehen in 9 Mulden-Nischen Marmorgrabdenkmäler von Joh. Gottfried Schadow, Christian Daniel Rauch, Christian Friedrich Tieck (nach Entwurf von K. F. Schinkel) und Hugo Hagen. Die Prominenz der Denkmalschöpfer und die historisch-landeskulturelle Bedeutung der Adelsfamilie verbot das Abtragen der Anlage. Ebenso blieb der an die Dorfkirche 1854 gebaute kleine Camposanto der Familie von Quast in Radensleben erhalten, deren bedeutendstes Mitglied der erste preußische Denkmalpfleger Ferdinand v. Quast (1807–1877) war. Die Grabanlage der Familie v. Arnim in Wiepersdorf blieb erhalten, weil in dem von dem Maler Achim v. Arnim (1848–1891) Ende des 19. Jahrhunderts gestalteten Erbbegräbnis die Dichterin Bettina v. A., geb. Brentano (1785–1859) ruht. Es ist der für die Gutsherrschaft reservierte Rest des 1823 geschlossenen und zum Park gezogenen Kirchhofs.

Wenn Prominenz von Denkmalschöpfern und Bestatteten fehlten, hatte der Verfall Vorrang, wie das Beispiel der Grabdenkmale auf dem kleinen Dorfkirchhof des ehemals kursächsischen Altgolßen am Nordrand des Niederen Fläming zeigt. Die in der älteren Literatur oft beschriebenen und abgebildeten freistehenden Denkmale aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, wie das figürlich aufwendige Grabmal für Frau J. C. Ch. Schneider (gest. 1799) mit allegorischen Gestalten Glaube, Hoffnung, Chronos waren nur noch fragmentarisch oder als Trümmer im Gras, wie das einst hohe Grabmal mit der Schrifttafel an zwei



Kirchhof in Thomdsorf (Uckermark)

Pfeilern für Johanna Louise von Schmidt (gest. 1788) erhalten. Um so mehr erfreut die Nachricht, dass umfangreiche Denkmalrestaurierungen auf diesem, für die ehemals kursächsische Friedhofskultur der südlichen Mark Brandenburg wichtigen Kirchhof begonnen wurden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts lösten viele Gutsherrschaften ihre traditionellen Begräbnisstätten von den Kirchen und Friedhöfen und richteten Erbbegräbnisse in ihren Parks oder Gutsfluren ein. Ein markantes Beispiel ist die 1887 errichtete Grabanlage der Familie v. Arnim im Park von Boitzenburg (Uckermark). Ähnlich sind die Erbbegräbnisse der Familie v. Rochow am Rande des Parks von Reckahn südlich von Brandenburg und der Familie v. Schierstedt im Gutspark von Dahlen im Hohen Fläming. Derartige Anlagen haben durch ihre gesonderte Lage stark gelitten, besonders wenn sie weiter in der Landschaft lagen, wie die Familiengrabstätte v. Tschirschky bei Klein Glien.

Auf den Kirchhöfen oder Friedhöfen der Dörfer haben sich im allgemeinen nur wenige Einzelgrabstätten von historischer Bedeutung erhalten.

Einwanderer, wie die Hugenotten, haben keine eigene, heute noch nachvollziehbare Bestattungskultur entwickelt, aber ihre französischen Namen sind in den typischen uckermärkischen Hugenottendörfern noch auf den neuesten Grabsteinen zu lesen. Wohl das einzige Grab eines Dorfschullehrers aus dem 18. Jahrhundert ist in Reckahn bei Brandenburg erhalten: hier pflegt man die Ruhestätte des Lehrers Heinrich Julius Bruns (1747–1794), der hier im Dienst des Schulreformers Friedrich Eberhard v.

Rochow (1734–1805) stand. Aufmerksame Friedhofswanderer werden auf allen Dorfkirchhöfen lokale Geschichte erfahren und erfragen können. Sie sollten aber auch darauf achten, durch welches Friedhofstor sie gehen und was für eine Umfriedung die Ruhestätten der Verschiedenen schützt. Besonders schön ist die Fachwerkmauer um die Fachwerkkirche in Pläntz bei Neustadt/Dosse, wo auch die restaurierten Grabsteine der Familie v. Rathenow wieder zu sehen sind.

Anzeige



Referenzobjekt: Dorfkirche Gorz, Potsdam-Mittelmark

Gottschalk Baudenkmalpflege GmbH
 April 2005 seit 15 Jahren auf dem Markt

**Lehmbau
 Gewölbebau
 Stuckarbeiten
 Fachwerksanierung**





**Bundespreis für Handwerk
 in der Denkmalpflege 2002**

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark
 Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95
 www.BaudenkmalpflegeGmbH.de · E-Mail: KGBaudenkmalpfl@aol.com

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein

Dorfkirche Mühlenbeck (bei Berlin-Pankow)

S-Bahnhof Mühlenbeck-Mönchmühle, 2 km Fußmarsch
 oder Autobahnabfahrt Mühlenbeck/Berliner Ring

Orchesterwerke und Konzerte von
 Händel, Platti, Vivaldi u. a.

BENEFIZKONZERT

Freitag, 3. August 2006, 19.30 Uhr

für die Restaurierung des Renaissance-Altars von
 1610 in Melzow/Uckermark

Akademie für Alte Musik Berlin;
 Solist: Maurice Steeger, Blockflöte

Dorfkirche Stegelitz (Landkreis Uckermark)

»Canciones y Danzas de España«
 Spanische Barockmusik

BENEFIZKONZERT

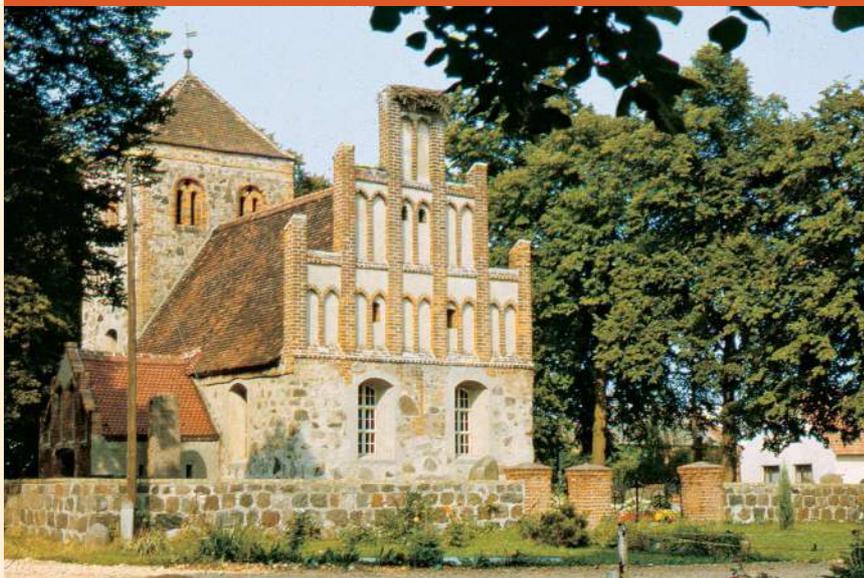
Samstag, 19. August um 16 Uhr

im Rahmen der Uckermärkischen Musiktage

Mercedes Hernández – Sopran
 Elva La Guardia – Tanz/Gesang/Palmas
 United Continuo Ensemble

Peter Schmidt

»Thürme und Zierrathen müssen fortbleiben.« Vom neuzeitlichen Umgang mit mittelalterlichen Dorfkirchen in Brandenburg



Buberow, Kirche von Südosten; Fotos: P. Schmidt

Dr. Peter Schmidt ist Historiker und z.Z. Leiter des Bilderbogen-Dokumentationszentrums in Neuruppin

in den Chroniken als völlig ruiniert geschildert werden, hat erstaunlich vieles den Krieg überdauert.

Gefährlicher waren der historischen Bausubstanz die Reparaturen und Instandsetzungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, die vielfach rücksichtslos mit Mauerwerk und Einrichtung verfuhrten. Hierher gehören die oftmals barbarischen Fenstervergrößerungen und Portalveränderungen. Es folgten im 19. Jahrhundert purifizierende Restaurierungen, die die Kirchen leer räumten und mit dem seinerzeit noch reichlich vorhandenen älteren Ausstattungsgut auch gleich barocke Bildwerke und viele nun als störend empfundene Zeugnisse jüngeren Brauchtums entfernten. Für die östlichen Teile der Mark waren es schließlich die Zerstörungen am Ende des letzten Krieges – Artillerietreffer, Brände und Plünderungen – die wie im Dreißigjährigen Krieg wüste Stätten hinterließen. Der Wiederaufbau war bestimmt von Armut und Mangelwirtschaft und litt in einer nun auch auf dem Dorfe säkularisierten Umwelt sowohl unter dem erneuten Unverständnis gegenüber der kultur- und sozialgeschichtlichen Bedeutung der Dorfkirche wie dem Kleinmut vieler Gemeinden, der das nun zu große Kirchengebäude als Last empfand und sich in dem Wunsch nach einem pflegeleichteren Gemeinderaum erschöpfte.

Welchen Gefährdungen die Dorfkirchen in den letzten zweihundert Jahren tatsächlich ausgesetzt waren und welche substantiellen Verluste sie im Inneren und Äußeren erleiden konnten, soll im folgenden beispielhaft an vier Kirchen gezeigt werden. Die in den einstigen Amtsdörfern **Buberow** und **Kraatz** im Ruppinschen sowie **Wegendorf** und **Hohenstein** auf dem Barnim gelegenen Gotteshäuser stehen dabei pars pro toto für brandenburgische Dorfkirchen königlichen Patronats.

In vielen brandenburgischen Dörfern prägt die mittelalterliche Kirche bis heute das Gesicht des Ortes. Das spätromanische oder gotische Gotteshaus aus Feld- oder Backstein ist zumeist das einzige steinerne Zeugnis, das auf dem Lande von der Frühzeit des Ortes und den Anfängen der deutschen Besiedelung kündigt. In ihrer nun bald achthundertjährigen Geschichte waren diese Bauten vielen Eingriffen ausgesetzt und zahlreichen – zuträglichen und abträglichen – Veränderungen unterworfen. Von den eher abträglichen Veränderungen der letzten zweihundert Jahre soll im Folgenden die Rede sein.

Zwar ist das feldsteinerne Baumaterial dieser Gotteshäuser so widerstandsfähig, dass selbst manche schon seit der Agrarkrise des 14. Jahrhunderts in aufgelassenen Dörfern dach- und fensterlos stehende, Wind und Wetter preisgegebene »wüste« Kirche in ihren Giebel- und Umfassungsmauern überdauern konnte, den baulichen Eingriffen späterer Jahrhunderte jedoch – anderen Gewalten also – waren Mauerwerk und Ausstattung schutzlos ausgeliefert. Die örtlich sehr verschieden ausgefallenen Umbauten gehen in ihrer Mehrzahl jedoch nicht auf die lutherische Reformation des 16. Jahrhunderts

und auch nicht auf die immer wieder bemühten Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges zurück, sondern vornehmlich auf verständnislose Eingriffe in Bausubstanz und Ausstattung während des 19. und 20. Jahrhunderts, also der jüngeren und jüngsten Zeit.

Es gab in den nord- und ostdeutschen Ländern keinen Bildersturm. Die Reformatoren haben die äußeren Formen des Glaubens toleriert und sind überkommenen Zeremonien und alten Bildwerken nachsichtig begegnet. Die mittelalterlichen Dorfkirchen mit ihren zumeist einfachen Grundrissen genügten ohnehin auch späteren Vorstellungen von einem lutherischen Predigtsaal. Auch im Dreißigjährigen Krieg, in dem plündernde Söldnerhaufen gleich welcher Konfession vor keiner Kirche Halt machten, wurde von der eigentlichen Ausstattung, den hölzernen Altarretabeln, Kanzeln, Taufen und Gestühlen insgesamt überraschend wenig zerstört. Wohl sind Kelche geraubt, auf der Suche nach Geld sind Kisten und Kasten zerschlagen, Gräfte geplündert, Särge erbrochen und das Glockengut gestohlen worden und manche der hohen Turmaufbauten waren am Ende des Krieges durch jahrzehntelange Vernachlässigung abbruchreif, doch selbst in Kirchen, die



Kraatz, Kirche von Südosten |



Kraatz, Inneres nach Osten mit Kanzelwand |

Die jüngste der vier hier ausgewählten Kirchen – das Gotteshaus von **Buberow** – eine spätgotische Saalkirche, sollte die erste sein, die bereits Ende des 18. Jahrhunderts einen Teil ihrer Zierde wieder verlor. In dem im Dreißigjährigen Krieg entvölkerten Dorf waren bis 1690 die größten materiellen Schäden behoben und die bäuerliche Gemeinde konnte an der Ende des 17. Jahrhunderts einsetzenden Agrarkonjunktur teilhaben. Die Überschüsse des von den Bauern mitbestellten kircheneigenen Landes verblieben am Ort und wurden weitgehend für das eigene Gotteshaus verwandt. Wie in vielen brandenburgischen Gemeinden begann um 1690 auch in Buberow eine rund drei Jahrzehnte währende Zeitspanne, in der an den Kirchengebäuden beständig gebaut und gebessert wurde. Die Buberower Kirche erhielt eine neue Kanzel, neue Kirchenbänke, eine Uhr mit Schlagwerk und ein Orgelpositiv. Altar, Dach, Sonnenuhr, Torweg und Kirchhofsmauer wurden instand gesetzt und 1699 der Turm ausgebaut. Zehn Jahre später war die Reparatur der sechzehn Meter hohen hölzernen Turmspitze möglich. Die 1709 dafür aufgewendeten 120 Taler schlossen vertraglich neben Holz- und Eisenwerk, Arbeitslohn und Vergoldung von Knopfstanze und Wetterfahne auch zwölf Tonnen Bier für den Zimmermann ein. Trotz aller Ausgaben blieben der Buberower Kirchenkasse noch

250 Taler übrig, von denen sich ein Teil in der Kirche selbst – bar in einem Kasten »im vesten Gewölbe« – befand.

Als es nach 1720 den Kirchen königlichen Patronats zur Pflicht gemacht wurde, die jährlichen Überschüsse nach Berlin an das neugebildete Amts-Kirchen-Revenuen-Direktorium abzuführen, hatte diese Ausstattungsfreude ein Ende und die Landkirchen machten die zeitlose Erfahrung, dass von einmal zentralisierten Geldern kaum etwas von selbst an die Quelle zurückfließt. Wie sehr sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Gewichte zwischen Dorf und Staatsbürokratie verschoben hatten, zeigt exemplarisch der Streit um die Buberower Kirchturmspitze.

1779 war ein neuer Pfarrer in die Germendorfer Pfarre mit dem Filial Buberow berufen worden. Und wie so oft ein neuer Pfarrer bei seinem Amtsantritt versucht, Pfarrhaus und Kirchen zu bessern, bemühte sich auch Johann Grüneberg darum. Vor allem die Instandsetzung des seit siebenzig Jahren nicht reparierten Turmhelms machte er beim Amtskirchendirektorium dringend. Der daraufhin mit dieser Sache beauftragte Bauinspektor Vatter beabsichtigte jedoch, »weil die Stein-Dächer allemahl viel dauerhafter als die Spohn-Dächer sind (und) diese ein jeder Maurer ausbessern könne«, den hohen hölzernen Turmhelm einfach abzutragen. Sein Kostenanschlag von 226 Talern

sah als Ersatz ein niedriges Ziegeldach vor. Die Gemeinde, die ihren seit Jahrhunderten das Dorfbild bestimmenden Turm nicht verlieren wollte, lief dagegen Sturm. Der Bauinspektor aber setzte sich durch, denunzierte die Buberower Bauern als »eine böse verwegene Art Menschen, die vieles wegen schon bekandt sind« und argumentierte, dass die Reparatur des Turmhelms 327 Taler kosten würde, mithin 100 Taler mehr als der Abriss. Diese Differenz gab bei der revidierenden und die stets knappen Baufonds im Blick habenden Berliner Oberbehörde den Ausschlag. Wegen einhundert Talern wurde eine kunstvolle und dauerhafte Zimmermannsarbeit im Jahre 1782 in Buberow abgerissen.

Man möge sich an die früheren Bestände der Buberower Kirchenkasse erinnern, als diese ihre Überschüsse noch nicht an das Amtskirchendirektorium abführen musste. Nun aber, am Ende des 18. Jahrhunderts, konnte ein Bauinspektor schreiben, dass es »denen Bauern nun wohl gar nicht zu (käme) sich in Kirchen-Bau-Sachen zu meliren, sondern es sollte und müsste ihnen wohl gleichgültig seyn, was für einen Kirch-Thurm sie haben«.

Fast hätte die Buberower Kirche siebenzig Jahre später auch ihre zweite äussere Zierde, den gotischen Staffgiebel, verloren. Vermeintlicher Platzmangel ließ den seinerzeitigen Pfarrer auf eine Vergrößerung der Kirche drän-

gen und dazu eine Verlängerung des Schiffes um vier bis fünf Meter nach Osten vorschlagen. Doch die Sparsamkeit der Baubehörde, der einstmals der Turmhelm zum Opfer fiel, rettete jetzt den Giebel. Zwar wurden 1850 im Zuge einer allgemeinen Instandsetzung die Fenster vergrößert und das Gewölbe an der Nordseite abgebrochen, die fehlenden Sitzplätze aber durch den Einbau einer die sonstige Bausubstanz schonenden dreiseitigen Empore geschaffen.

Für die Kirche im benachbarten **Kraatz** vollzog sich das Ganze mit umgekehrtem Vorzeichen. Auch hier war der im Jahre 1597 auf das Satteldach des breiten Westturms gesetzte achtzehn Meter hohe Turmhelm schadhaft und das Amtskirchendirektorium antwortete 1792 dem um Instandsetzung von Kirche und Turm

einkommenden Pfarrer, dass »die unnatürlich hohe Thurmspitze der Kirche ... ganz überflüssig zu sein (scheint), und würde, wenn selbige abgebrochen werden könnte, viel Holz und Kosten erspart werden«. Inzwischen war jedoch die Bauinspektorenstelle neu besetzt und Vatters Nachfolger, der Rheinsberger Bauinspektor Eckel, verwandte sich für den Turmhelm. »Es würde nicht vorteilhaft sein«, schrieb er im Juli 1793 an das Amtskirchendirektorium, »dieses in diesem Gebäude befindliche gute Holz abzurechnen und von jetzigem schlechten Holze eine neue Spitze, wenn solche auch nicht so hoch würde, wieder anzufertigen.« Als die Oberbaubehörde diesen Standpunkt unterstützte, wurde die Turmspitze mit 19.500 Eichen-Schindeln neu eingedeckt.

Blieb den Kraatzern auch ihr gewohnter Turm erhalten, so ging vierzig Jahre später Anderes verloren. Auslöser war wiederum ein neu ins Amt berufener Pfarrer, dem die alte Kirche mit ihrer barocken Ausstattung missfiel. Einige von der Kirchendecke herabfallende Lehmbrocken waren der Anlass, sich im Jahre 1831 an die Potsdamer Regierung zwecks Reparatur der Kirche zu wenden. »Die Sache ist unstreitig lebensgefährlich«, schrieb Pfarrer Kandel und wengleich sich bei genauerer Untersuchung auch manches als übertrieben herausstellte und nach Meinung des zur Besichtigung angereisten Bauinspektors »gewöhnliche Ängstlichkeit und besonders der Wunsch eine hübsche Kirche zu haben (den Pfarrer) bestimmten, alle Seegel anzuspannen um zu diesem Ziele zu gelangen«, erreichte dieser, dass die Kirche völlig umgestaltet wurde.

Nach einem Plan des Zehdenicker Bauinspektors Hermann wurden 1835/36 die alten Chöre abgebrochen und durch eine neue dreiseitige Empore ersetzt, an der Ostwand eine klassizistische Kanzelwand errichtet, der Haupteingang der Kirche von der Nordseite weg wieder in den Turm verlegt und dazu der vermauerte große Spitzbogen zum Schiff geöffnet. Ohne Rücksicht auf die gotischen Maßwerke und Blenden sind bei dieser Umgestaltung neue Fenster in Schiff und Turm gebrochen und – wie seinerzeit üblich – die alte Ausstattung, in diesem Falle Altar, Kanzel und Sakramentshaus, beseitigt worden.

Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Fenster der Kirche schadhaft geworden waren und die Bauverwaltung beabsichtigte, bei der nun notwendig gewordenen Instandsetzung die Fenster auf die mittelalterlichen Maße zurückzuführen, gab es die Möglichkeit, dieses äußerlich unglückliche Ergebnis der Restaurierung von 1836 zu revidieren. Da aber die Kraatzer die Kosten scheuten und vor allem an einer Heizungsanlage in der Kirche interessiert waren, erklärte der Gemeindevorstand im Jahre 1911 kurzerhand: »Wird aber die so notwendige Kirchenheizung nicht zugegeben, dann verzichten wir auf die kostspielige Veränderung der Kirchenfenster nach altem, ursprünglichem Stil. ... Unsern alten, fleißigen Kirchgängern ist es vor allem um eine helle lichte Kirche zu tun, wo man die schönen evangelischen Kirchenlieder auch lesen und mitsingen kann.« Es blieb bei den zu großen Fenstern des 19. Jahrhunderts.

Anzeige

Der berührungslose Glockenantrieb Die sanfte Alternative



Referenzobjekte:

Dresden:

- Frauenkirche und Hofkirche
- Dom zu Zwickau
- Dom zu Halberstadt
- Küstrinchen
- Reckhahn
- Kirchmöser (kath. Kirche)
- Caputh
- Gräbendorf
- Vierraden
- Treuenbrietzen/
Krankenhaus

Dom zu Zwickau, Glocke 1,
5510 kg, 2020 mm Durchmesser,
Ton nominal a°

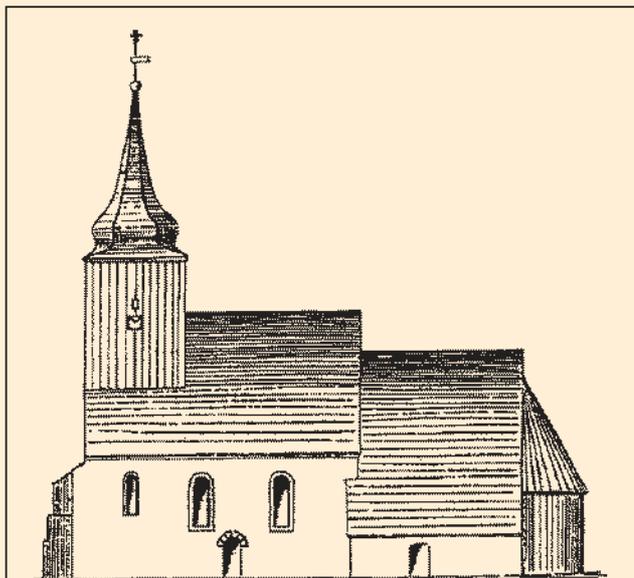
Glockentechnik & Turmuhren

Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt

Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11
www.schmidt-glockentechnik.de · info@schmidt-glockentechnik.de



Wegendorf, Kirche von Südwesten |



Wegendorf, Bauzustand von 1736 bis 1860 |

Die romanische Kirche von **Wegendorf** ist eine der ältesten, möglicherweise noch unter wettinischem Einfluss errichteten Dorfkirchen auf dem Barnim. Im 15. Jahrhundert hatte sie im Chorbereich ein Kreuzrippengewölbe und um 1600 einen Renaissancealtar erhalten. Von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholten sich Dorf und Kirche jedoch nur langsam. Die Pfarrstelle blieb seit 1670 unbesetzt und auch der breite, schon länger verfallene Westturm, dessen Fundamente erst im 19. Jahrhundert beseitigt wurden, ist nicht wieder aufgebaut, stattdessen ein auf der Westwand aufsitzender Dachreiter errichtet worden. Im Inneren ruhte dieser neue Turm auf einer massiven Stützwand. Im Jahre 1736 erhielt der Turm eine elegante zehn Meter hohe geschweifte Haube, danach aber erfuhr die nunmehrige Filialkirche von Altlandsberg nur noch wenig Aufmerksamkeit.

Mitte des 19. Jahrhunderts wandte sich der Gemeindegemeinderat an die Potsdamer Regierung mit einem Antrag auf Reparatur und Ausbau der Kirche, »da der innere Zustand derselben nach und nach von der Art geworden ist, dass er auf den Gottesdienst und die kirchliche Erbauung einen störenden Eindruck macht, und die ganze innere Haltung der Kirche nicht mehr eine anständige und kirchlich würdige genannt werden kann«. Die Fenster seien zu klein und schlecht, der Putz schadhafte, Gestühl und Emporen schmutzig und die polychrome Fassung des Altaraufsatzes vielfach beschädigt. Mit dem Einbruch eines großen Fensters in die romanische Apsis und der gefühllosen

Übermalung der Altarreliefs mit weißer Ölfarbe wurde im Jahre 1848 diesen Übelständen abgeholfen. Die Reparatur des barocken Dachreiters aber wurde 1855 vom Regierungsbaurat Horn mit der Begründung abgelehnt, dass er für die Wiederherstellung »eines ganz geschmacklosen hölzernen Thurms ... nicht stimmen könne« und vielmehr ein »neuer, dem Styl der Kirche entsprechender aber doch durch schöne Verhältnisse geschmückter Thurm zu projectiren« sei.

In der Ablehnung barocker Formen und Ausstattungen stand Horn damit seinem Amtsvorgänger Redtel kaum

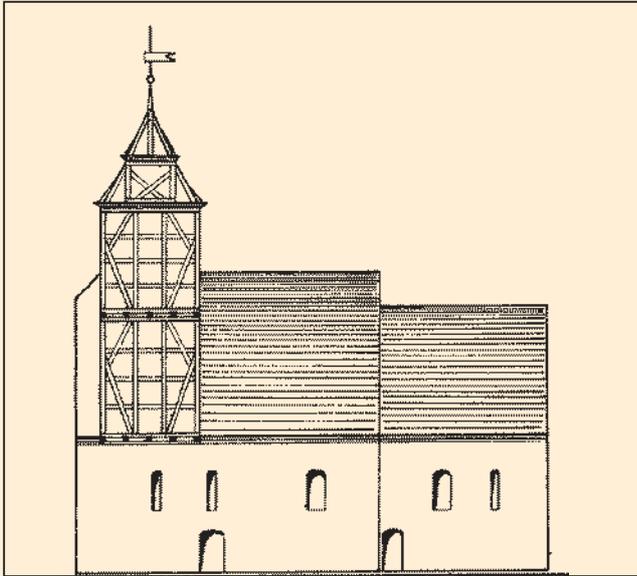


Wegendorf, übermalter Altaraufsatz |

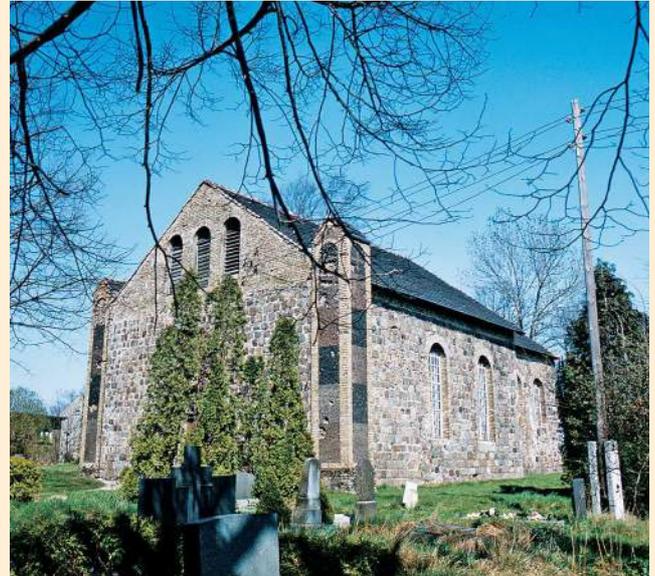
nach, der 1833 über die »wenig zweckmäßige und anständige« innere Ausstattung der Dorfkirchen geklagt hatte, »fast alle (seien) aus der schlechtesten Zeit der Baukunst in Deutschland, barock und grotesk verziert.« Während Redtel jedoch unter der Regierung des nüchtern-sparsamen Königs Friedrich Wilhelm III. noch meinte, »wenn der Gemeinde nur ein gutes anständiges Haus zur Gottesverehrung erbaut und solches zweckmäßig im Innern eingerichtet wird, so müssen Thürme und Zierrathen fortbleiben«, hatte sich diese Auffassung unter Friedrich Wilhelm IV. und seinem Hofarchitekten Friedrich August Stüler verändert.

Stülers Einfluss verdankte auch der 1861 erbaute Wegendorfer Turm seinen aufwendigeren Abschluss. Ob der neoromanische Turm mit seinen gelben Verblendziegeln tatsächlich dem Stil der Kirche entspricht, darf aus heutiger Sicht wohl bezweifelt werden. Schon Horns Amtsnachfolger Ludwig von Tiedemann hielt diesen Turmbau für »ziemlich geschmacklos«, ein Zeichen für den schnellen Wandel, dem die künstlerischen und ästhetischen Urteile im 19. Jahrhundert unterworfen waren. Das flache Zelt Dach, das seit 1948 den durch Artillerietreffer beschädigten Turm bedeckt, hat dem Gesamtbild der Kirche weiteren Abbruch getan.

Am schwersten traf es von den hier beschriebenen Gotteshäusern die Kirche von **Hohenstein**, deren ursprüngliche Proportionen derart zerstört worden sind, dass der Besucher erst im Inneren, beim Blick auf Triumphbogen und Ostfenstergruppe



Hohenstein, Bauzustand vor 1825



Hohenstein, Kirche von Südwesten

eine Ahnung der früheren Verhältnisse erlangt und überhaupt bemerkt, eine frühgotische Kirche des 13. Jahrhunderts betreten zu haben.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren in Hohenstein in der »armen und ganz baufelligen« Kirche die Schäden des Großen Krieges behoben worden, ein Jahrhundert später aber folgte ein Verlust dem anderen. Als erstes wurde 1825 der 25 Meter hohe auf dem Westgiebel und auf Stützen im Schiffsinneren ruhende Turm aus Holzfachwerk abgebrochen. Da ein Ersatzbau aus Kostengründen abgelehnt worden war, das provisorische Glockengerüst jedoch einstürzte, war die Potsdamer Regierung als Vertreter des königlichen Patrons nun zum Handeln gezwungen und beauftragte den Bauinspektor Schwieger mit der Instandsetzung. Nach dessen Plan wurden im Jahre 1831 die Ostfenster vermauert und dafür viel zu große rundbogige Fenster an der Nord- und Südseite von Chor und Schiff ausgebrochen. Der hohe Westgiebel aus Feldstein wurde abgetragen und durch einen Backsteingiebel ersetzt, die Glocken kamen auf den Dachstuhl, drei große Schallluken im Westgiebel sollten das Geläut hörbar machen. Zur Stabilisierung des Giebels dienten zwei Backsteinpfeiler an den westlichen Enden des Schiffes.

Diese Veränderungen waren nicht nur hässlich, sondern auch statisch fragwürdig und fahrlässig ausgeführt, denn der Westgiebel blieb trotz der Pfeiler instabil und infolge des in die Schallluken eindringenden Regenwas-

sers eine Quelle ständiger Reparaturen. 1846 war der ganze Giebel baufällig, Steine fielen herab, die Pfeiler aus Backsteinen minderer Qualität waren längst geborsten. Die Gemeinde trug an die Potsdamer Regierung die dringende Forderung nach Reparatur heran. »Schwere Stücke der mürbe gewordenen Mauersteine des Giebels sind durch Wirkung der Stürme häufig herabgefallen«, heißt es in dem Antrag des Kirchenvorstandes, »in jedem der Pfeiler zieht sich ein Riß von unten bis ganz nach oben hinauf und wenn man die Mauersteine anfaßt, so brechen sie eben so leicht wie sonst nur der zum Abfallen geneigte Putz.«

Der mit fast 800 Talern keineswegs knappe Reparaturanschlag zur Sicherung des Baukörpers, insbesondere des Daches und des Westgiebels, sowie zur Anlage einer neuen Empore lag in den Händen des Wriezener Bauinspektors John Blew und wurde im Jahre 1848 umgesetzt. Auf Blew, der ebenso wie Schwieger die mittelalterliche Bausubstanz wenig zimperlich zu behandeln pflegte, geht auch die eigentümliche Verblendung der Giebelpfeiler mit mehrfarbigen Stein splitter zurück.

Als im Jahre 1904 eine Generalkirchenvisitation empfahl, die Hohensteiner Kirche zu restaurieren, wandte sich der damalige Pfarrer an den Potsdamer Regierungsbaurat Ludwig von Tiedemann. Die Kirche sei »schwer mißhandelt« worden, schrieb Tiedemann mit unmissverständlicher Deutlichkeit. Im Sommer 1905 kam es unter Hinzuziehung des Provinzialkonservators zu der Emp-

fehlung, die den Westgiebel verunstaltenden Eckpfeiler abzubrechen, die vermauerten schmalen Ostfenster wieder zu öffnen und die 1831 eingebrochenen Fenster zu verkleinern. Die Gemeinde aber, die das bereits den Ältesten seit ihrer Kindheit gewohnte Aussehen ihrer Kirche behalten wollte, sprach sich gegen die Abtragung der Pfeiler aus. Das konkrete Kirchengebäude gehörte zum Dorf- und Heimatbild, das man nicht ohne Not aufgab. Die unpassenden Eckpfeiler blieben stehen.

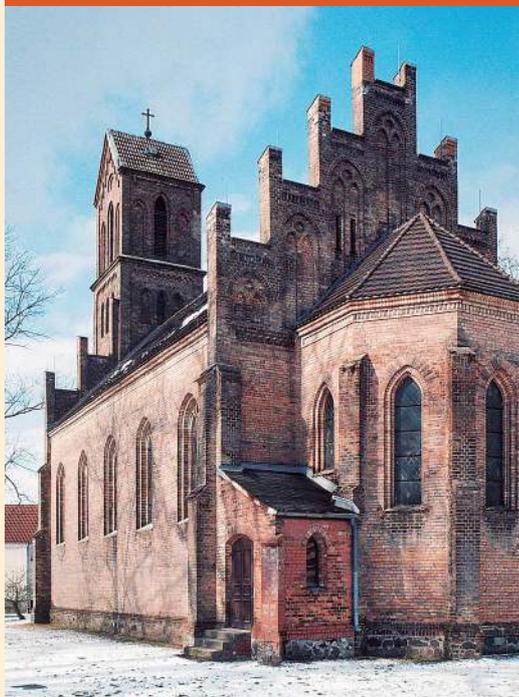
Granateinschläge am Ende des letzten Krieges und die sich anschließende lange Vernachlässigung von Dach- und Bauschäden erzwangen Anfang der siebziger Jahre eine umfassende Instandsetzung. Wie unsensibel auch in der jüngsten Vergangenheit mit der mittelalterlichen Bausubstanz verfahren wurde, zeigt die 1973 ausgeführte Dacherneuerung, der die charakteristischen steilen Feldsteingiebel zum Opfer fielen.

In drei baulichen Eingriffen – 1831, 1848 und 1973 – sind die ursprünglichen Formen und Proportionen der Hohensteiner Kirche zerstört worden. Aus den konkreten materiellen Umständen dieser Jahre lässt sich hier und an den anderen Beispielen manches erklären, mehr noch aber sprechen die Baumaßnahmen vom geistigen Umgang mit historischen Zeugnissen und vom Unverständnis gegenüber materialisierter Geschichte. So spricht mit der Art der Annahme und den Veränderungen an diesen Bauten jede Generation auch von sich selbst.

Jan Feustel

Vom langsamen Trab des Amtsschimmels durch die preußische Baubürokratie – Die Dorfkirchen in Kablow und Friedersdorf

Dr. Jan Feustel ist Autor mehrerer Bücher zur Geschichte und Kultur Berlins und der Mark Brandenburg.



Dorfkirche Kablow von Südosten

In seinem Brief an den Regierungsbaurat Dehn-Rothfelder vom 28. April 1880 hatte der Pfarrer Neuhaus aus Friedersdorf (nahe Storkow) etliches über den dortigen Kirchenneubau zu klagen – nicht zuletzt bemäkelte er den Altartisch, »der in seiner Winzigkeit auf alle Beschauer bisher einen kläglichen Eindruck gemacht hat«. Denn jener Tisch des Herrn war sage und schreibe 71 cm kürzer geraten als in der 10 Jahre älteren, kleineren Filialkirche in Kablow. Wie sehr es der Mutterkirche aufs Renommé gegenüber der Tochter ankam, zeigt auch eine örtliche Überlieferung: Die Friedersdorfer Gemeinde hätte damals Wert darauf gelegt, ihr neues Gotteshaus so weiträumig zu gestalten, dass die Kablower Kirche in das Innere hineinpassen könnte. Doch nicht nur frustrierte nachbarschaftliche Rivalitäten führten zum Konflikt mit Bauinspektor Deutschmann, der für den Friedersdorfer Bau verantwortlich zeichnete. Die Errichtung beider Kirchen bewies auch, dass die Mühlen preußischer Baubürokratie oft recht langsam mahlen.

Die längere Wartezeit hatte dabei sogar die Kablower Filialgemeinde

durchzustehen. Schon 1854 bat sie bei der königlichen Regierung als Patron um Vergrößerung der alten kleinen Feldsteinkirche, »da die Kirchgänger mitunter nicht alle Platz haben und öfters bis zur Tür hinausstehen«. Die Notwendigkeit des Neubaus wurde behördlicherseits auch anerkannt. Bauinspektor Stappenbeck in Königs Wusterhausen legte 1856 eine Mappe mit Zeichnungen für das Kirchbauprojekt vor: einen rot verblendeten Backsteinbau mit polygonaler Altarapsis und quadratischem Westturm. Diese ersten Zeichnungen mussten revidiert und durch

Kostenvoranschlag wie Erläuterungsbericht ergänzt werden. Jedoch ging es mit diesen Entwurfsarbeiten nicht voran: Trotz Androhung einer Ordnungsstrafe erklärte sich Stappenbeck als völlig überlastet – am 1. Mai 1858 schrieb er: »Durch die große Menge anderer Dienstaufgaben bin ich bis jetzt bei aller Anstrengung nicht imstande gewesen, die Ausarbeitung des Projektes zu bewirken.« Und erst am 9. März 1862 lag endlich das rundum fertige und natürlich kostenreduzierte Projekt vor. Das aber war schon zu spät: In Anbetracht der nun noch obligaten Amtswege konstatierte die Behörde am 15. März 1864: »Da der Bau in der nächsten Etatsperiode noch nicht zur Ausführung kommen kann – 1) zu den Acten, 2) in drei Jahren.« Als dieser Termin nahte, wurde kirchlicherseits am 31. Oktober 1866 noch einmal schriftlich beim Ministerium für geistliche Angelegenheiten prophylaktisch auf den Bau »gedrängt«: »Die Kirche in Kablow befindet sich in einem überaus mangelhaften Zustand und ist deren Neubau, zumal dieselbe bei weitem nicht ausreichend Räumlichkeiten besitzt, dingend erforder-

lich.« Nachdem auch die Gemeinde 1867 sowohl die Baupläne als auch die Hand- und Spanndienste im Wert von 2.000 Talern akzeptiert hatte, konnten 186.000 Ziegelsteine bei den drei Kablower Ziegeleien bestellt und die Bauarbeiten ausgeschrieben werden. Im Juli 1868 war die alte Kirche abgetragen, im Herbst 1868 wurde das Dach gerichtet und das fertige Gotteshaus am 7. Februar 1870 eingeweiht – rund 14 Jahre nach den ersten Entwürfen.

Lange genug mussten auch die Friedersdorfer auf ein neues Gotteshaus warten. Eigentlich hatte die königliche Regierung als Patron des hiesigen Gotteshauses schon am 5. Mai 1871 verfügt, dass »wir nächst der Kirche in Prieros den Neubau der Kirche zu Friedersdorf zur Ausführung gebracht wissen wollen.« Schließlich war der Fachwerkbau »nicht nur in einem ziemlich baufälligen Zustand, sondern auch gegenüber der in den letzten Jahren angewachsenen Zahl der Gemeindeglieder zu klein«. So wurde Bauinspektor Deutschmann in Beeskow bereits am 2. November 1871 angewiesen, Skizzen für einen Kirchenneubau auszuarbeiten. Deutschmann erwiderte postwendend, er sei total überlastet mit anderen Projekten, vor Mitte Januar des folgenden Jahres könne er keine weiteren Aufgaben annehmen. So legte er denn erst im August 1873 mit 5 Zeichnungen, Erläuterungsbericht und Kostenvoranschlag alle erforderlichen Unterlagen für das Projekt vor. Alles ging nun den vorgeschriebenen bürokratischen Gang. Als im April 1874 die Bauakten nach der Superrevision durch die Bau-Abteilung des Handelsministeriums an die königliche Regierung zurückgesendet wurden, schien dem Baubeginn nichts mehr im Wege zu stehen – so glaubten die Friedersdorfer. Dies erwies sich als Illusion, denn am 24. März 1875 besichtigte Deutschmann die Kirche in

Neugolm, in dem selben Kreis Beeskow-Storkow gelegen. Der Bauinspektor befand das dortige Gotteshaus gegenüber der alten Friedersdorfer Kirche »nicht nur bei weitem baufälliger, sondern auch für die Bedürfnisse viel zu klein«. Das Friedersdorfer Kirchbauprojekt wurde zugunsten von Neugolm bis zur Bauperiode 1878–80 zurückgestellt. Deutschmann begann sich in Friedersdorf unbeliebt zu machen... Nachdem am 24. April 1876 eine recht verzweifelte Beschwerde

ten Kirche zu beschweren: Sie waren nämlich entgegen seiner Anweisung innen und nicht außen angebracht worden. Für die ergo notwendigen neuen Steifen, so wetterte er, sei der Fiskus nicht verpflichtet zu zahlen. Deutschmann machte sich bei Pfarrer und Gemeinde immer unbeliebter!

Endlich reichte der Bauinspektor – durch sein »Unwohlsein« im Sommer zusätzlich verzögert – erst am 14. Oktober 1877 die vollständigen Bauunterlagen bei der Königlichen Regierung

Friedersdorf zu berichten, dass ihm solche Verweigerung überhaupt nicht bekannt sei; Bauführer und Polier seien jetzt mit den Handdiensten zufrieden und könnten auch keine der Personen, die damals die Weigerung ausgesprochen hätten, namhaft machen.

Zum endgültigen Eklat kam es, als der Abschluss der Bauarbeiten sich mehr und mehr verzögerte. Höchst unvorsichtigerweise avisierte Deutschmann im Herbst 1879 der Gemeinde, die Kirche werde noch vor dem kom-



Kablow, spätgotischer Schnitzaltar (Detail) |

des Gemeindegemeinderates über die Baufälligkeit der Friedersdorfer Kirche und den späten Bautermin an die Königliche Regierung erfolgt war, zeigten sich dort die Schattenseiten selbst der preußischen Bürokratie: Die fertigen Kirchbauakten waren in der Registratur einfach nicht mehr auffindbar. Also musste Deutschmann ein neues Projekt ausarbeiten! Der Bauinspektor wies im September 1876 erst einmal wohlweislich die Absteifung der Wände des maroden Fachwerkbaus an – denn wie er im Januar 1877 mitteilte, war er mit anderwärtigen Aufgaben sowieso derart überlastet, dass er die Arbeiten für die Friedersdorfer Kirche erneut zurückstellen musste. Was Deutschmann aber nicht daran hinderte, sich im April 1877 über jene Absteifungen an der Südwand des al-

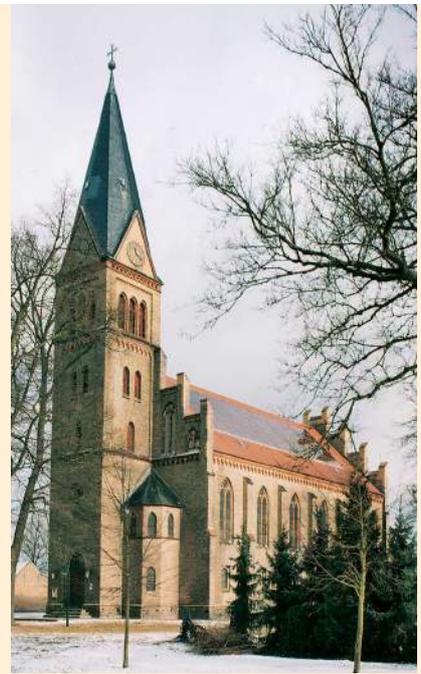
ein. Nun konnten die Bauaufträge vergeben werden. Für die Maurerarbeiten setzte Deutschmann seinen Beeskower Kandidaten Möhring gegen den von Gemeindegemeinderat und Pfarrer empfohlenen Storkower Maurermeister Neindorf, einem Freund von Neuhaus, durch. Deutschmann machte sich noch unbeliebter!

Nach Beginn der Bauarbeiten am 1. Juli 1878 schlugen bald diese Animositäten zwischen Deutschmann und der Gemeinde hoch: Im August meldete der Bauführer Schultze, dass »auf Anweisung der Gemeindevorteiler die Handdienstverpflichteten nicht mehr gewillt sind, Erdarbeiten zu leisten und das Heranschaffen von Material zu besorgen«. Sofort machte Deutschmann bei der Regierung Anzeige, aber im September wusste der Ortsschulze von

menden Weihnachtsfest fertig. Aber schon am 13. November 1879 meldete er der Regierung, dass nun nach dem Fortschritt der Bauarbeiten mit einer Einweihung im Januar 1880 zu rechnen sei – rechtzeitig genug, dass die Friedersdorfer nach ihrem erklärten Wunsch auf jeden Fall zu Palmarum im neuen Bau Konfirmation feiern könnten. Als guter Prognostiker erwies sich Deutschmann leider auch mit diesem Termin nicht: Unerwartet trat eine langwierige Kälteperiode ein, und schließlich hatte ja der Gemeindegemeinderat beschlossen, die Kirche nicht ohne die neue Orgel einzuweihen, und die konnte erst aufgestellt werden, wenn das Mauerwerk durch Lüftung im Winter etwas abgetrocknet war. Als sich im April 1880 jedoch der Kirchbau weder zur Konfirmation noch zum

Osterfest als nutzbar erwies, platzte den Friedersdorfern der Kragen. Im Namen des Gemeindegemeinderates verfasste Pfarrer Neuhaus am 9. und 28. April 1880 gleich zwei geharnischte Beschwerdebriefe an die Obrigkeit, alle Versäumnisse und Fehler Deutschmanns detailliert auflistend: Da hätte sich trotz dreier Wochen milder Witterung kein Bauarbeiter an der Kirche sehen lassen, so dass »der Schutt noch fußhoch vom Turm bis zum noch nicht abgedichteten Fußboden liegt.« Die Kirche sei vor allem deshalb zu spät fertig geworden, weil durch Fehler der Bauleitung die falsche Anzahl der Steine berechnet wurden und deshalb Nachbestellungen nötig waren. Auch wären am fertigen Bau eklatante Mängel aufgetreten: Da seien die Glocken im Glockenstuhl schlecht aufgehängt, denn schließlich hatte ein Probeläuten der Glocken am 13. April nicht so

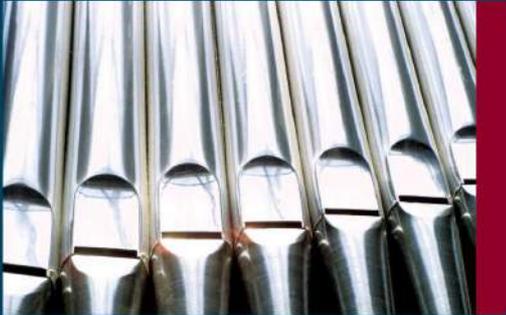
recht geklappt – trotz eines starken Maurers am Läutestrang. Auch sei das Gestühl viel zu eng aufgestellt. »Wie aber die Kirchgänger, namentlich wenn Schwangere und Korpulente darunter sind, sich auf ihren Platz hindurchdrängen sollen, hat viele Zweifel in der Gemeinde geweckt.« Aber gerade das Hämmern der Tischler beim Aufstellen dieser Kirchenbänke – »schon seit Monaten hätte dies fertig sein müssen« – hatte das Stimmen der Orgelpfeifen unmöglich gemacht; das Instrument vom Orgelbaumeister Albert Senz/Berlin konnte so nicht einmal bis zum 1. Mai aufgestellt werden. Von den Degoutanzen im Vergleich zur Tochterkirche Kablow ganz zu schweigen! War doch der Friedersdorfer Bau sogar »ohne Verzierung der Fenster mit buntem Glase wie in Cablow vorgesehen, obwohl hiesige Kirche weit bedeutender ist« – eine weitere Hint-



Dorfkirche Friedersdorf von Südwesten |

Anzeige

DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL





SCHUKE

Orgelbau seit 1820

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH
 Otto-Lilienthal-Str. 33 · 14542 Werder/Havel
 Tel. 03327 / 5711-0 · Fax: 03327 / 5711-29 · www.schuke.de

ansetzung gegenüber der filia! Summa summarum: Wegen der »völlig fehlerhaften Leitung des Neubaus« müsste Regress gegen Deutschmann gestellt werden.

Regierungs-Baurat Dehn-Rothfelder, der Empfänger des zweiten Beschwerdebriefes, sandte jedoch scharfe Worte retour: Er nannte die Vorwürfe »unbegründete und bössartige Anfeindungen des Pfarrers« und sprach von einem »sehr befriedigend ausgefallenen Bau«. Die Gemeinde und der Pfarrer sollten doch froh sein, dass sie eine so schöne Kirche bekommen haben.

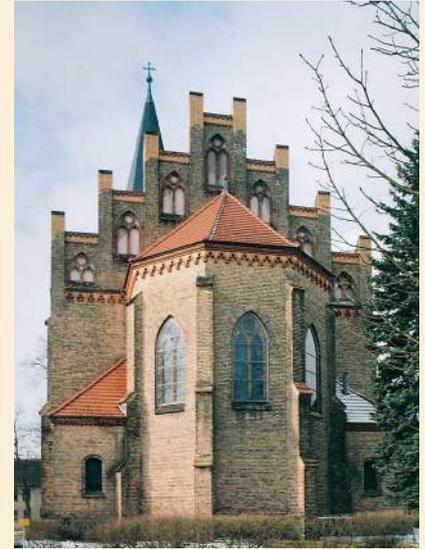
Denn Deutschmann hatte sich im Mai 1880 gegenüber jener Kritik kundig zu rechtfertigen gewusst: 18 Monate Bauzeit – abzüglich der Schlechtwettermonate im Winter – wären für eine Kirche dieser Größe üblich, da man im 12. Monat sei, wäre die Zeit keinesfalls überschritten. Vor allem aber hätte er äußerst kostengünstig gearbeitet, den Kostenvoranschlag von rund 60.000 Mark erheblich unterschritten, die alte abgerissene Kirche teurer verkauft und so insgesamt rund 7.500 Mark eingespart. Man vermag sich vorzustellen, dass bei derart pekuniär erfolgreicher Arbeit der Fiskus als löhnender Kirchenpatron keinerlei örtliche Kritikaster goutierte. Gemeinde und Pfarrer scheinen sich auch ohne jeglichen »Rückhalt von oben« bald beruhigt und mit dem fertigen Bau abgefunden zu haben. Nach der Einweihung der Kirche am 10. Juni 1880 jedenfalls vermelden die Akten im Potsdamer Landesarchiv keine diesbezüglichen Auseinandersetzungen mehr ...

Deutschmann erläuterte am 29. März 1878: »Der (Friedersdorfer) Bau ist als Ziegelrohbau mit Ziegeldach projectiert, was in Anbetracht des in der Nähe von Friedersdorf in der Kablower Ziegelei fabrizierten vorzüglichen Materials, welches sich schon beim Bau der Kablower Kirche genügend bewährt hat, als die zweckmäßigste Bauart erscheint.« Nur wurde die Friedersdorfer Kirche mit gelben Ziegeln verkleidet im Gegensatz zur »roten« Kablower. Die Grundform beider Kirchen ist dieselbe: ein großes rechteckiges Schiff – innen von einer dachartig ansteigenden Holzdecke mit Unterzügen, einem »offenen Dachstuhl« überspannt – ein kleiner polygonaler, massiv überwölbter Altarraum und ein eingezogener quadratischer Westturm mit spitzem Turmhelm. Sogar die Staffelgiebel über der »Apsis« und neben dem Turm finden sich an beiden Bauten, ebenso wurden außer der westlichen Orgelempore beide Male keine weiteren Seitenemporen gebaut. Natürlich ist die Friedersdorfer Kirche weitaus größer (bei 14 m Breite gegenüber 10,5 m und 27 m Schiffslänge gegenüber weniger als 18 m), aber diese Differenz ist durch die unterschiedlichen Mitgliederzahl der Gemeinden

bedingt: Mit eingekirchten Orten ringsum zählte der Friedersdorfer Sprengel zur Kirchbauzeit rund 1.600 Seelen.

Der zeitliche Abstand von nur 10 Jahren ist jedoch stilistisch deutlich spürbar. Zählt der Kablower Bau in seinen glatten, strebepfeilerlosen Kuben und den wie eingeschnitten wirkenden breiten Spitzbogenfenstern noch vollends zum preußentypischen »klassizistischen Rundbogenstil in seiner spitzbogigen Variante« (Badstübner), so wirkt die Friedersdorfer Kirche weitaus fortgeschrittener auf dem Weg zum »strengen Historismus«, zur eigentlichen Neugotik. Neben »gotischeren« Details erzeugen vor allem die abgetreppten Strebepfeiler an der Friedersdorfer Fassade diesen Eindruck.

Das dünn besiedelte Land Storkow ist arm an bedeutender Architektur. Dennoch lohnen die Dorfkirchen in Kablow und Friedersdorf – beide restauriert und 1994/95 mit Photovoltaikanlagen auf dem Dach versehen – für Kulturinteressierte einen Ausflug in diese »einsame Gegend«. Dabei grüßt der 46 Meter hohe Turm jener Friedersdorfer »Riesendorferkirche« immer noch einladend kilometerweit übers flache Land, während das Kablower Pendant in DDR-Zeiten seine



Dorfkirche Friedersdorf
von Osten

steile Spitze eingebüßt hat. Und mit dieser pittoresken »Fernwirkung« hat heutzutage das Friedersdorfer Gotteshaus seiner Tochterkirche in Kablow doch wieder ein entscheidendes Ingredienz voraus – wie es sich die »lokalpatriotische« Friedersdorfer Gemeinde vor rund 130 Jahren durchaus gewünscht hätte ...



Friedersdorf, Innenraum mit moderner Winterkirche

Ilse Müller

Mut zum Ungewöhnlichen

Schüler gestalten ein Boitzenburger Kirchenfenster



St. Marien auf dem Berge in Boitzenburg (Uckermark) |

Ein Fenster der Boitzenburger Kirche »St. Marien auf dem Berge« sieht anders aus, als man es gemeinhin von Kirchenfenstern kennt; ungewöhnlich die Gestaltung, Farben, Konturen und sicher für manchen gewöhnungsbedürftig. Aber es lohnt, genau hinzuschauen.

Das Fenster erzählt vom Besuch Marias bei Elisabeth. Unter einem schützenden Baum gehen die beiden schwangeren Frauen aufeinander zu, über ihnen ein freundlich herabschwebender Engel und ganz oben das Auge Gottes. Deutlich schlängelt sich durch die hellgelbe Landschaft ein Pfad. Der Weg der beiden zueinander scheint den Künstlern, die das Fenster gestalteten, besonders wichtig zu sein.

Drei der Künstlerinnen sitzen unter diesem Fenster beieinander. Sie heißen Nele, Lisa und Juliane, sind 15 Jahre alt und sehr stolz auf ihr Werk. Mit ihnen haben sich in der Winterkirche jene zusammengefunden, die das ungewöhnliche Projekt ins Leben riefen und den Schülerinnen zur Seite standen: die Kunsterzieherin Kristina Heimann von der Lychener Gesamtschule, der Annenwalder Künstler Werner Kothe, die Vorsitzende des Fördervereins »St. Marien auf dem Berge«, Silvia Grimmecke, und Pfarrer Martin Zobel. Es geht darum, die Entstehung

dieses Fensters noch einmal Revue passieren zu lassen.

Noch vor wenigen Jahren war das Kirchengebäude so stark gefährdet, dass eine weitere Nutzung in Frage stand. Inzwischen hat sich hier viel getan. Der 1999 gegründete Förderverein und die Kirchengemeinde bemühten sich mit innen wie außen sichtbarem Erfolg um die Sanierung und sind weiterhin mit großem Engagement und Kreativität am Werk. Heute ist die offene Kirche Anziehungspunkt vieler Touristen, für die der

Förderverein auch ein kleines Informationsbüro unterhält. Ausstellungen, Konzerte und andere Veranstaltungen bringen Besucher ins Haus und auch Geld. Denn nach wie vor gilt es, Mittel einzuwerben für den weiteren Ausbau.

So hatte hier Kristina Heimann auch künstlerische Arbeiten ihrer Schüler ausgestellt, was wiederum den Annenwalder Künstler Werner Kothe, der schon einige Kirchenfenster gestaltete, auf eine verwegene Idee brachte: ein Fenster für die Boitzenburger Kirche, geschaffen von Schülern aus der Region. Das gab Diskussionen. Kann man so etwas machen?

Silvia Grimmecke, auch Mitglied des Gemeindekirchenrates, trug den Gedanken in die Gemeinde und hatte in Martin Zobel einen Pfarrer zur Seite, der auch für neue Wege aufgeschlossen ist. Kristina Heimann ging konkret zu Werke und zimmerte aus der Idee ein fachübergreifendes Projekt, an dem schließlich rund 90 Schüler beteiligt waren. In Deutsch, Geschichte und LER, in Musik und Kunst beschäftigten sich die Schüler der neunten Klassen mit dem Thema aus



Gemeinsam mit ihrer Lehrerin K. Heimann und Glaskünstler W. Kothe diskutieren beteiligte Schüler über einen Entwurf; Foto J. Kontze |

der Bibel, die vielen von ihnen bisher ein Buch mit sieben Siegeln war. Gestaltet wurde das Sujet in einzelnen Gruppen mit den verschiedensten Materialien; es wurde gemalt, gezeichnet, plastisch geformt. Natürlich gehörte auch ein Besuch in der Kirche zu den Vorbereitungen, was ebenfalls für manchen Jugendlichen ein ganz neues Erlebnis war. Kunst- und Heimatgeschichte wurden lebendig gemacht. In Werner Kothes Glashütte ging es praktisch zur Sache: Die Schüler lernten die Fusing-Technik kennen, das Verschmelzen von farbigem Glas und Metalleinschlüssen mit dem Tafelglas des künftigen Fensters, und übten sich darin schon mal bei der Gestaltung von Schmuck und Glasschalen.

Eine Gruppe von zehn Schülerinnen hatte sich schließlich herauskristallisiert, die den endgültigen Entwurf fertigten und nun auch der kritischen Öffentlichkeit vorzustellen hatten: den Boitzenburgern, dem Gemeindekirchenrat, der Denkmalpflege. »Das meiste Herzklopfen hatten wir, als wir uns auf den Weg zu Pfarrer Neubert in Berlin machten«, erinnert sich Lisa. Der Kunstbeauftragte der Evangelischen Kirche in Brandenburg Christhard Neubert hätte dem ganzen Projekt mit seinem Veto ja ein jähes Ende setzen können. »Aber wir fanden offene Augen und Ohren«, sagt Nele, und Juliane fügt noch hinzu: »Er hat uns sogar Mut gemacht.« Mut brauchten die Mädchen auch, als sie am »Tag des Offenen Denkmals« 2005 ihr Werk präsentieren durften und in der überfüllten Kirche vor mehr als 300 Besuchern sprechen sollten. In der Winterkirche, dem nördlichen Anbau, für den man sich auch in Absprache mit der Denkmalpflege als rechten Platz entschieden hatte, wurde das Fenster schließlich feierlich enthüllt. Zu würdigen war an diesem Tage auch das Engagement der großen und kleinen Sponsoren, die das ganze Projekt mit eigenen Leistungen oder finanziellen Mitteln möglich gemacht hatten.

Resümee aller Beteiligten aus heutiger Sicht? Silvia Grimmecke sieht sich bestätigt darin, dass man sich für seine Kirche heutzutage auch auf Wagnisse einlassen muss, wenn die Grundrichtung stimmt. Kristina Heimann ist stolz auf den Beweis, dass man jungen Leuten viel mehr zutrauen kann, als allgemein oft angenommen wird. Werner Kothe freut sich über neue Erfahrungen. Er habe in der Arbeit mit den Jugendlichen viel gelernt: zuzuhören,



Neu gestaltetes Glasfenster |

sich selbst zurück zu nehmen, andere Sichtweisen zu respektieren. Nele, aus christlichem Elternhaus, will auch später künstlerisch tätig sein, hat schon Praktika bei einem Holzbildhauer und in einer Bau- und Kunstglaserei absolviert. Lisa war zum ersten Mal mit dem Thema in Berührung gekommen, »es ist aber auch für mich zu unserer gemeinsamen Sache geworden«. Juliane steht der Kirche gar nicht nahe, fand aber das Projekt interessant und hat aus der Arbeit miteinander viel für sich gewonnen. Und Pfarrer Martin Zobel nimmt direkt Bezug auf das Fenster, in dem der Weg der beiden Frauen zueinander so besonders deutlich herausgearbeitet wurde: »Mit diesem Projekt sind Brücken gebaut worden, über die viele Menschen, junge wie alte, zusammengeführt wurden; Brücken auch zwischen alten und neuen kirchlichen Traditionen. Und das ist heute wichtiger denn je.«

Anzeige



Treten Sie ein!

Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

Infotelefon 030 · 24 344 121
www.willkommen-in-der-kirche.de

■ **EVANGELISCHE KIRCHE**
 Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

www.ekbo.de

Katharina Hornscheidt

Paramentik

Textile Kunst im Kirchenraum



Hungertuch aus Heiligengrave, Anf. 14. Jh.; Foto: Archiv Kloster Stift Heiligengrave

Katharina Hornscheidt arbeitet freischaffend als Museologin. Ihre Diplomarbeit zur Geschichte der Paramentenwerkstatt in Heiligengrave wurde mit dem Tiburtiuspreis ausgezeichnet.

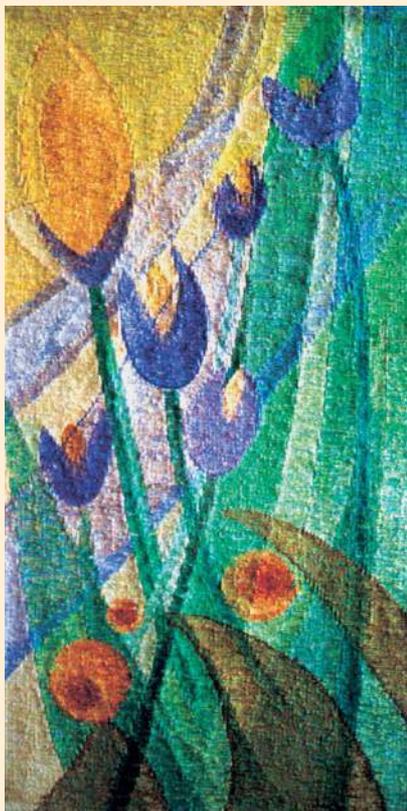
Nachdem es in der Zeit der Aufklärung und des damit einhergehenden Rationalismus zu einer allmählichen Auflösung der gottesdienstlichen Formen gekommen war, entstand Mitte des 19. Jahrhunderts eine Paramentenbewegung in Deutschland, die zu einer Erneuerung führte. Die Paramentik wurde dem Altar zugeordnet und von Motiven der Dekoration befreit. Als Begründer dieser Bewegung gilt der Neuendettelsauer Pfarrer Wilhelm Löhe, der 1858 unter den dortigen Diakonissen einen Paramentenverein gründete. Dieser Verein fand schnell Nachahmer in anderen Diakonissenhäusern und Stiften. Zeitgleich entstanden die ersten »Paramentenhäuser«, die per Katalog eine Auswahl an Paramenten und anderem kirchlichen Gebrauchsgerät anboten. Die Paramentenbewegung Löhes ist, obgleich sie sich selbst nicht so definiert hat, als eine Art Gegenentwurf zu dieser Industrialisierung der christlichen Gebrauchskunst zu sehen, auch vor dem Hintergrund der Kunstgewerbebewegung dieser Zeit.

Nachdem die Arbeit nach dem ersten Weltkrieg fast zum Erliegen gekommen war, wurde 1924 die »Marienberger Vereinigung« als Zusammenschluss von Paramentenwerkstätten aus ganz Deutschland gegründet. Ziel war es, sich gegenseitig zu beraten und zu unterstützen. Die Suche nach einer der Zeit angemessenen künstlerischen Ausdrucksform christlichen Glaubens führte zu einer engen Zusammenarbeit mit dem Offenbacher Schriftkünstler, Grafiker und Kunsthandwerker Rudolf Koch. Die Etablierung einer zentralen Ausbildung der Werkstätten im Kloster St. Marienberg bei Helmstedt und der maßgebliche Einfluss Kochs auf die Gestaltung und die Wahl des Materials führten in der Folgezeit dazu, dass die Werkstätten

Textilien sind im Kirchenraum ständig gegenwärtig – und dennoch oftmals wenig beachtet. Nach evangelischem Verständnis werden alle im Kirchenraum und im Gottesdienst verwendeten Textilien mit dem Begriff der »Paramentik« definiert. Dazu zählen die liturgischen Gewänder der Geistlichen, die »Bekleidung« von Altar, Kanzel und Lesepult, die Abendmahlswäsche und im weiteren Sinne auch Teppiche und Wandbehänge. Das Wort »Paramentik« wird von dem lateinischen »parare« (= bereiten) abgeleitet und deutet somit auf die Bestimmung von diesen Textilien im Zusammenhang mit der Vor»bereitung« des Gottesdienstes hin. Sie stehen in Beziehung zur gottesdienstlichen Handlung und bezeichnen traditionell die Orte der Sakramente und der Verkündigung und in Form der Gewänder den Liturgen. Paramente sind Medien liturgischer Gestaltung im Gottesdienstraum. Sie unterstützen das verkündende Wort und sollen zu Meditation, Sammlung und Auseinandersetzung mit ihnen einladen.

Die Tradition der Paramentik reicht bis in die Kirche der ersten Jahrhun-

derte zurück. Orte und Symbole des christlichen Bekenntnisses waren Missverständnissen ausgesetzt und wurden im wörtlichen Sinne »verschleiert«. Auf diese Verschleierung wird das Velum, das noch heute verwendet wird um die Abendmahlsgewänder zu verhüllen, zurückgeführt. Für den Gottesdienst bestimmte Bekleidung ist erst mit der Reichskirche Konstantins im 4. Jahrhundert nachgewiesen, die Bekleidung von Altar und Kultgerät entwickelte sich aus der profanen Art der Tischbedeckung für eine festliche Mahlzeit. Ihre Blüte erlebte die Paramentik mit den Klosterstickereien, die zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert entstanden, wobei der Höhepunkt etwa im 10. Jahrhundert gelegen haben dürfte. Neben der Buchmalerei gilt die Paramentik dieser Zeit als Kunst mit dem stärksten Glaubensausdruck biblischer Frömmigkeit. Nach der Reformation wurden die überkommenen Paramente, einschließlich der Gewänder, in den lutherischen Gemeinden als wertneutral betrachtet und weiterhin benutzt, in den skandinavischen Ländern bis heute.



Liturgischer Wandbehang
zu Matthäus 6.28 von Chr. Utsch

der seit 1952 amtierenden Äbtissin von Werthern wurde die Arbeit aufgrund der absehbaren strukturellen Veränderungen innerhalb der Landeskirche und der damit verbundenen Unsicherheiten für die zukünftige Struktur des Stiftes eher defensiv weitergeführt.

Von strukturellen Veränderungen und damit neuen ökonomischen Zwängen sind fast alle Werkstätten in noch bestehender oder ehemaliger kirchlicher Trägerschaft betroffen. Dies hat in den letzten Jahren zu einer verstärkten Kooperation unter den aktiven Mitgliedern – Werkstätten und Künstlern – der »Marienberger Vereinigung« geführt. Die besondere Attraktivität der Paramentik für die Gemeinden liegt in den vielfältigen Möglichkeiten, die sich bieten, um im oftmals überlieferten Kirchenraum eigene Akzente zu setzen. Paramente können vorhandene Raumstrukturen betonen – oder auch verändern. Sie können neue Sichtweisen auf den Raum entstehen lassen und Beziehungen zwischen den Orten der gottesdienstlichen Handlung herstellen. Die Gemeinde, die sich aktiv am Entstehungsprozess beteiligt, begibt sich in einen konstruktiven Prozess zur Wahrnehmung des eigenen Gottes-

dienstraumes und oftmals auch des eigenen Gottesdienstverständnisses.

Im Kloster Stift Heiligengrabe sieht die 1998 verabschiedete neue Satzung weiterhin »die Förderung kirchlicher Kunst ..., insbesondere die Unterhaltung von Paramentenwerkstätten« als einen der Zwecke des Stiftes vor. Im Dezember 2005 fand die Paramentensammlung des aufgelösten Kunstdienstes der Evangelischen Kirche Berlin im Museum des Kloster Stift Heiligengrabe neue Heimstatt. Dieser »moderne Kirchenschatz« bietet insbesondere durch die ergänzende Fotodokumentation eine grundlegende Übersicht textilen Schaffens des 20. Jahrhunderts in Bezug auf den Kirchenraum.

Um den Paramentenstandort Heiligengrabe sichtbar zu erhalten, wurde eine Kooperation mit der Berliner Textildesignerin und Paramentikerin Christina Utsch, die auch Mitglied in der »Marienberger Vereinigung für Evangelische Paramentik e. V.« ist, vereinbart. Frau Utsch, deren »Atelier für Paramentik« im Berliner Paul-Gerhardt-Stift ansässig ist, wird in Heiligengrabe eine »Galerie für Paramentik« einrichten. Neben allgemeinen Informationen zur Paramentik sollen mit wechselnden Exponaten Anregungen für zeitgemäße Gestaltungsmöglichkeiten gegeben werden. Verschiedene Techniken, traditionelle und moderne, werden vorgestellt. Vorerst wird die Galerie von März bis September an jedem 4. Wochenende des Monats geöffnet sein. Wie im vergangenen Jahr, wird Christina Utsch auch an den Tagen der Klostermärkte in der Galerie zu finden sein. Sich intensiver mit der Thematik auseinandersetzen kann, wer sich zum Tagesseminar »Liturgischer Wegweiser« am 1. Juli 2006 anmeldet.

Weitere Informationen

Christina Utsch

»Galerie für Paramentik«
im Kloster Stift Heiligengrabe
»Atelier für Paramentik«
im Paul-Gerhardt-Stift zu Berlin

Telefon (0 30) 25 58 46 81
atelier.paramentik@freenet.de
www.atelier-paramentik.de

Wolf Bergelt
Christian Muhrbeck



ORGELREISEN

durch die
Mark Brandenburg

edition labium
FREIMUT & SELBST

Wolf Bergelt
Christian Muhrbeck

ORGELREISEN

durch die
Mark Brandenburg

Das Standardwerk zur Orgellandschaft Brandenburg in Wort und Bild. Eine Zeit- und Bildungsreise in die unvergleichliche Welt einer Universalkunst.

402 Seiten, 202 Farbfotos,
70 schwarz-weiß-Fotos,
10 Risse, 8 Landkarten und
viele Originaldispositionen.

ISBN 3-937378-03-0 Softcover	59,80
ISBN 3-937378-08-1 Hardcover	79,80

Im Buchhandel oder bei

edition labium
FREIMUT & SELBST

Dorotheenstraße 16
12557 Berlin

fon/fax: 030-65265272

fs@freimutselbst.de

www.freimutselbst.de

Anzeige